

Die Neue Welt.

Austrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1881.

№ 16.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die Schwestern.

Roman von W. Gantsky.

(15. Fortsetzung.)

Der Baron zuckte die Achseln, er legte sich in den Sessel zurück und kreuzte die Beine, er hatte ein sehr überlegenes, gleichmütiges Lächeln.

„Ich bin immer so geliebt worden, wie ich es wünschte und solange ich es wünschte, und das ist nicht nur bequem, es ist überhaupt alles, was ein Mensch verlangen kann. Diese sogenannten ideale, diese empfindsame oder ewige Liebe, die gibt's heutzutage nicht mehr, nicht einmal in Romanen; glauben Sie mir, mein junger Freund, ich kenne die Welt, ich habe darin Erfahrung.“

Die Augenbrauen des jüngeren zogen sich etwas zusammen; seine offenen, fröhlichen Augen vertieften sich zu einem ernsten Blick und der kräftige Mund erhielt einen herben Ausdruck.

„Sie mögen mir wohl sehr überlegen sein, Herr Baron, ich kenne die Welt nur wenig, aber etwas habe ich doch erfahren, von dem Sie keine Ahnung zu haben scheinen; ich habe erfahren, daß es reine und charaktervolle Frauen gibt, die auf die Liebe nicht dressirt sind, die voll Würde und Selbstgefühl ihr Herz nur demjenigen zu eigen geben, der ihren Werth begreift und der sie treu und wahrhaft liebt. Ich habe erfahren, daß die Liebe eines solchen Mädchens bessernd und veredelnd auf den Mann wirkt, ja, daß sie ihn erst eigentlich zum Manne macht. Sie offenbart ihm die Tiefen seines eigenen Gemüthes und alle Fähigkeiten seines Herzens, sie läßt ihn die Welt in ihrer hohen, sittlichen Bedeutung erst erkennen. Eine solche Liebe macht stolz und mutig! Wie kräftigt sie den Geist, die Arme, den ganzen Menschen; und wie glücklich macht sie ihn! Wer sie nicht empfunden hat, der weiß ja garnicht, was für ein Glück es auf der Erde gibt! — Wenn eine Menschenseele der andern sich erschließt in all' ihren guten, zarten, innersten Regungen, wenn alles nur Wahrheit zwischen ihnen wird und Liebe, ist das nicht das Höchste und was kann diesem gleichkommen? Meine einzige Sorge ist die, daß ich nicht der Würdigste sein könnte, daß ein anderer sie mir verdienen könnte, dann bin ich oft unwirksam gegen mich selbst, — aber ihr Blick, ihr Lächeln, und selbst ihr Bünnen macht alles wieder gut, — o, sie versteht mir schon den Kopf zurechtzusetzen; ja, selbst ihr Schelten erscheint mir lieblich, und wenn sie mir dann einen Kuß —“ Er brach plötzlich ab, und aus dem warmen Herzentönen seiner Schilderung in einen derb-launigen übergehend, fügte er hinzu: „Ach, was red' ich da einem Blinden von der Farbe, Sie haben's eben nie erfahren und — das können Sie mir glauben, Herr Baron, Sie werden es auch nie erfahren.“

Hellenbach lachte. „Ich glaube es ja selbst; ich habe es einmal verpaßt, jetzt bin ich viel zu alt und viel zu nüchtern, um so süßen Illusionen zugänglich zu sein. Ich mißgönne Ihnen deshalb nicht die Ihrigen; schwelgen Sie in Glück und Liebe, solange Sie können, aber wenn Sie sich diese Leidenschaft und ihre zauberischen Illusionen erhalten wollen, so heiraten Sie nicht, um Gotteswillen, tun Sie das ja nicht. Ich versichere Sie, und Sie können das durch die tägliche Erfahrung bestätigt finden, das Familienleben wirkt auf die Dauer der Leidenschaft sehr ungünstig und es gibt nichts Unpoetischeres, als den Ehestand, und schließlich auch nichts Langweiligeres. Oder meinen Sie, daß auch das Schelten Ihres Weibes Ihnen noch allerliebste erscheinen wird, meinen Sie, daß ein Blick ihrer Augen Sie besänftigen oder daß ihr Kuß, der zur Alltäglichkeit herabgesunken ist, Ihnen irgendein Wonnegefühl erregen wird?“

Er lachte cynisch und wie herausfordernd. Fritz füllte sich immer mehr gereizt.

„Das eheliche Leben wird nicht zu dem Zweck eines immerwährenden Sinnenluzers geschlossen, so meine ich, eine solche Zusammengehörigkeit aus Liebe und freier Wahl erhält seine Weihe, seine höchste Bedeutung erst durch die Kinder, die daraus hervorgehen.“

„Haha, Sie denken schon an die Kinder!“ rief Eugen, immer mehr belustigt. „Sie beschäftigt schon die nächste Generation?“

„Sie finden das wohl sehr lächerlich, aber in dieser nächsten Generation konzentriert sich das Höchste, ja das einzige Interesse der Menschheit, sie ist sein Zweck, sein Fortschritt und sie bedeutet das Glück und die Zukunft jedes einzelnen. Ich für meinen Teil kann mir nichts Schöneres denken, als Kinder zu haben und aus ihnen tüchtige, glückliche Menschen zu machen. Ihr Reichthum freilich, ihr wißt nichts von euren Kindern, ihr überlaßt sie andern, ihr hegt und pfl egt und bildet sie nicht, ihr sorgt und freut euch nicht mit ihnen, euch bleiben sie daher gleichgiltig, so wie eure Weiber euch gleichgiltig bleiben und so wie ihr es Ihnen bleibt. Ihr wollt ja kein selbständiges, freies, euch gleichgestelltes Wesen, ihr wollt keine Gefährtin in Freud und Leid, mit gleicher Verantwortung, aber auch mit gleichen Rechten, ihr fragt, wenn ihr wält, nicht einmal nach der Besten und Liebenswürdigsten und Gesundesten, ihr fragt nur nach der Reichsten und allenfalls noch nach der Schönsten. Und so kriegt ihr denn ein Geschöpf, nein, eine Puppe, schon als Kind verzogen, verhätschelt, verwöhnt, vom Luxus und der Schmeichelei verdorben. Diese junge Dame kennt

die Sorgen des Lebens nicht einmal vom Hörensagen, Schmerz und Kummer sind ihr fremde Dinge, sie kennt nur Freude und Genuß, und sie verheiratet sich, um eine Erhöhung dieser Freuden, eine Erhöhung des Genußes noch zu finden. Einer solchen werdet ihr aber niemals genug davon bieten können. Und was kann sie euch werden in dieser Oberflächlichkeit? Was? Nichts. So get ihr bald gelangweilt und unbefriedigt neben einander her, euch gegenseitig quälend; — der Mann greift, um sich zu erfrischen, nach dem Wechsel, und die Frau in ihrer Genußsucht, vielleicht auch aus Revanchegelüsten, macht es ihm nach. So, ja so mögen sie beschaffen sein, die Ehen, die Sie vor Augen haben, Herr Baron, die Sie mit Recht fürchten oder vor denen Sie mich warnen wollen. Aber um mich brauchen Sie nicht besorgt zu sein, mein Mädchen ist kein weiches Geschöpf, sie ist gesund und mutig, sie ringt und kämpft mit dem Leben, wie ich selbst, und sie ist besser und klüger, wie ich selbst, aber mich demütigt dies nicht, ich sehe darin, sowie in ihrer Liebe, die sie mir ehelich und offen gestanden hat, die Gewähr unfres künftigen Glücks.“

„Bravo, bravo!“ rief der Baron. „Es bleibt doch immer was Schönes, um so einen jungen Idealisten. Man möchte es ihm fast glauben, was er da vorbringt, dieser Apostel der Armut und Familienliebe, so überzeugend schildert er sein Glück. Ich fürchte nur, daß — nach einigen Jahren schon — besonders beim Theater, haha, das ist ein sehr schlüpfriger Boden, auf dem Sie sich mit ihrer erhabenen Tugend schrecklich abplagen werden; nehmen Sie sich in acht, ich muß es Ihnen gestehen, mir wird für Ihr Glück ganz ungeheuer bange.“

Der Baron lachte und Fritz lachte mit. Dann griff er nach seinem Hute.

„Sie wollen schon fort?“ fragte Hellenbach. „Nicht doch, bleiben Sie noch.“

„Ich kann nicht, ich muß in der Messe singen.“

„Wirklich? Und Sie singen da mit einem jungen Mädchen, das — ich habe davon gehört — das ebenfalls eine hübsche Stimme haben soll?“

„Eine herrliche Stimme.“

„Wäre dieses junge Mädchen vielleicht Ihre Braut?“ Der Baron tat diese Frage mit auffallender Lebhaftigkeit.

„Weshalb fragen Sie das?“

„Weil ich es erfahren möchte; warum haben Sie auch dem Mädchen ihrer Liebe ein so enthusiastisches Lob gesungen, jetzt bin ich neugierig, es kennen zu lernen.“

„Ich wenigstens werde diese Neugierde nicht befriedigen.“

„Sie sind eifersüchtig?“

„Wie ein Othello.“

„Ah, das ist lustig; aber sagen Sie mir doch wenigstens den Namen Ihrer Braut, nur ihren Taufnamen, — ich bitte Sie darum.“

„Sie können mich lebendig räubern, von mir erfahren Sie nichts.“

„Sie halten mich also für gefährlich?“

„Ich halte Sie für sehr schädlich; Männer von Ihren lockeren Grundsätzen, dabei mit äußerlichen Vorzügen, können der Unersahrenheit verderblich werden.“

„Haha, wissen Sie, daß Sie mich durch dies Abweren erst recht aufreizen? Ich werde mich selbst auf Rundschaft legen, und ich werde erfahren, mit wem Sie singen.“

„Das kann ich Ihnen nicht verbieten, sonst täte ich's. Und nun leben Sie wol.“

„Vergessen Sie Ihre Rose nicht.“

„Es ist war.“ Fritz entnahm sie der Vase.

Hellenbach war ebenfalls aufgestanden, er hatte sein Messer hervorgezogen und mit einem Schnitt einen Zweig mit mehreren Blüten herabgeschnitten.

„Diese sind herrlich,“ sagte er, sie dem Jüngling hinreichend, „geben Sie sie Ihrer Braut von mir.“

„Ich danke, aber meine Braut wird diese Blumen nicht annehmen.“

„Sie sind ein reizender Mensch mit Ihrer Eifersucht. Aber einerlei, diese Blumen müssen Sie jetzt nehmen, geben Sie sie, wem Sie wollen.“

„Sie sollen unsre kleine Schwester schmücken,“ sagte Fritz, die ihm aufgedrängten Blumen entgegennehmend und zur Tür voranschreitend, wohin ihm Hellenbach folgte.

„Schmücken?“ fragte der letztere, das Wort absichtlich dehnend.

„Die jungen Damen werden also wahrscheinlich den heutigen Ball besuchen? Und Sie werden auch dort sein?“

„Ich rette mich vor Ihrer Wißbegierde, Herr Baron; sie fängt an, mir unheimlich zu werden.“

Hellenbach nickte ihm mit scherzender Frölichkeit zu, und die Worte Mephisto's citirend:

Ei, Pöffen, das ist nur zum Lachen,

Sei nur nicht ein so strenger Mann,

reichte er ihm die Hand zum Abschied.

Fritz legte die seine hinein, aber nur zu einem kurzen, flüchtigen Druck. Dann entfernte er sich rasch.

Eugen Hellenbach blieb an der offenen Tür stehen und sah ihm nach. Er lachte in sich hinein und murmelte: „Ein prächtiger Bengel, und von einer rührenden Naivetät. Es gibt also wirklich noch so unverdorrene, ursprüngliche Gemüther? Es ist zu ergötzlich.“ Jetzt verdüsterte sich sein Gesicht ein wenig. „Wenn diese kleine, reizende Elvira wirklich seine Braut wäre, ich weiß nicht warum, aber es würde mich verbrießen — und weshalb? Wenn ich sie ihm abspenstig machte — es wäre zum Totlachen! Aber wer weiß, ist sie es auch? Wir werden sehen.“

Er verließ das Gewächshaus, und den Garten durchschreitend, betrat er die Villa. Ueber einige Stufen kam er in eine Loggia, die mit hübschen Fresken geschmückt war, von da führte eine Glas- tür in das Rauchzimmer. Er versüßte sich in dasselbe. Es war ein mäßig großes Gemach, das mit geschmackvollem Holzgetäfel versehen war und eine Anzahl Divans und niederer Sessel enthielt, alle mit orientalischen Teppichen belegt. In der Mitte desselben, auf einem reichgeschmückten Tisch, lagen die Pläne für die neu auszuführenden Gartenanlagen. Die Mama und eine Schwester des Barons wollten, ehe sie in die Bäder reisten, hier einen kurzen Besuch machen, und für diesen Aufenthalt mußten eben einige Vorbereitungen getroffen werden. Der Baron war zu dem Behufe hierher gekommen, er wollte seine Anordnungen treffen und dann wieder in die Residenz zurückkehren. Jetzt drückte er auf einen Knopf, der den Telegraphen in Bewegung setzte. Ein Diener in einer Livree, in einem fleischfarbenen Zivilanzuge, trat herein.

Der Baron sagte, er wolle ausgehen. Dann fragte er, wie im Vorbeigehen:

„Es ist ja heute hier im Städtchen etwas Los, ein Kränzchen, glaube ich, wird veranstaltet oder ein Ball, — haben Sie nicht davon gehört?“

„Gewiß, gnädiger Herr, und der Herr Apoteker, ich glaube, er war's, der war ja gestern morgens selbst hier, den Herrn Baron dazu einzuladen, aber der Herr Baron waren nicht zuhause.“

„So, so, es ist gut, ich werde den Ball besuchen. Haben Sie einen Frack eingepackt?“

„Ei, freilich, Herr Baron, nie ohne diesen; man kann ja nicht wissen, selbst auf dem Lande —“

„Sie sind die Vorsicht selbst, Heinrich.“

„Ich schmeichle mir, Herr Baron.“

Eugen Hellenbach begab sich in das Garderobezimmer. Er betrachtete sich einen Moment im Spiegel, — seine Frisur, sein Anzug waren tadellos; etwas verstaubt fand er den Kermel seines Rockes, das war im Gewächshause geschehen. Der Diener büstete ihn auf das sorgfältigste, dann schlüpfte er in seinen Paletot und nam Hut und Handschuhe.

„Werden der Herr Baron zum Mittagessen zuhause sein?“ fragte der Diener.

„Ja, ich gehe nur in die Kirche, ich muß heute dringend eine Messe hören.“

Er lachte, und auch der Diener erlaubte sich ein Lächeln. Hierauf verließ der Baron zu Fuß seine reizende Villa und ging nach der Stadt hinunter. —

Neuntes Kapitel.

Es war abends sieben Uhr. Der Tanzsal im „goldnen Löwen“ erglänzte unter dem soeben angezündeten Luster in frischer Wiche und in farbenbuntester Dekoration. Von allen Seiten nickten und winkten blaue, rote, grüne Fächchen, bauschten sich Draperien in den kühnsten Windungen oder legten sich in steife Falten, und darüber unendliche Guirlanden von Tannenreisig, denen papierne Rosen in erstaunlicher Ueppigkeit entvouchten. Zunächst der Eingangstür war eine Art Verschlag hergerichtet, den Herr Germanel weiß und rot tapeziren und wie eine Matratze hatte absteppen lassen. Dahinter sollte das Orchester seinen Platz nehmen, und zwar in der Weise, daß von diesen guten Leuten und schlechten

Musikanten nur die Köpfe sichtbar waren, was hinsichtlich ihrer Haltung und ihrer Gewohnheiten allerdings als eine ästhetische Neuerung erkannt werden mußte. Die Fenster, welche bisher offengestanden, um den vereinigten Gerüchen von Leim, Wachs und Farbe freien Durchzug zu gestatten, wurden jetzt geschlossen. Der Wirt und zwei langbefrachte Kellner richteten und ordneten hier und dort, glitten hin und wieder, wobei ihre Stiefelsolen die widerwärtige Neigung zeigten, sich an dem frischgewaschenen Fußboden festzusetzen, sodaß die Trennung nur gewaltsam und mit einem kleinen Knistern erfolgte. Die Voreiligen! So enttrugen sie das schöne, teure Wachs ungenützt und unverstanden, und für die Tänzer blieb nur Leim und Farbe übrig.

Vor dem Hause sammelte sich jetzt, trotz des sanft niederrieselnden Regens, eine Anzahl Schaulustiger. Sie harreten der Glücklichen, die da hinauf „auf den Ball“ gingen, und obwohl vorauszusehen war, daß sie nur hinaufgenommene Unterröcke und übergeworfene Winterhüllen zu sehen bekommen würden, so mußte ihre Phantasie doch erregt werden durch das, was da drunter stecken könnte, und die Falte eines weißen Kleides, eine sich hervordrängende Locke oder ein Handsträußchen, das ihr Blick zu erschauen vermochte, war schon geeignet, unter dieser kleinen Schar das höchste, bewunderndste Entzücken hervorzubringen.

Bisher war noch niemand gekommen, aber der Lüster war angezündet worden, sein Schein fiel auf die Straße herab, und sie drängten sich in demselben zusammen und freuten sich der gehobenen Stimmung, die er unter ihnen entstehen ließ.

Jetzt ward ein kleines Handwägelchen herangerollt und in die Hausflur dirigiert. Die Schaulustigen umdrängten, umknüffelten es. Ein Deuten und Flüstern erhob sich rundum. Es ist der Zuckerbäcker, der Zuckerbäcker, ging's von Mund zu Mund, und ein kleiner Junge mit listernen Augen und offenem Munde, der merzbanliden als Bäne wies, versicherte, da drinnen sei das Gefrorene. Mit ehrfurchtsvollen, leuchtenden Blicken ward der Karren nun angestaunt, und ihre Augen folgten ihm, bis er an der Treppe verschwand. Den alten Israeliten hatte ihre Bundeslade schwerlich größere Ehrfurcht und gewiß nicht soviel Verlangen eingeflößt. Der Konditor kummerte sich nicht darum. Er trug seinen Kasten nach der ersten Etage, wo der Tanzsal sich befand. Auf dem weiten, geräumigen Vorplatze, wo die von Herrn Germanet eigenhändig ausgestopften Pegasusse aufgestellt waren, deren Flügel sonderbar lahm aussahen, war dem Konditor eine Laube errichtet worden. Er musterte sie, und hierauf seinen Kasten öffnend, begann er hier seine Waaren auszulegen. Langsam und vorsichtig ging er dabei zuwerke und er ließ sich durch die vorbeischießenden Kellner und den hin und her kommandirenden Wirt nicht in seinen künstlerischen Anordnungen stören. Die Speisefokalitäten wurden jetzt gedeckt, und da sämtliche Türen nach diesem Vorraum gingen, so war die Bewegung und Regsamkeit dahier wol erklärlich.

Rechts vom Tanzsal befand sich ein großes Speisezimmer, wo der Comitésch bereits in besonderem Schmucke prangte; um denselben gruppierten sich kleine, runde Tische mit ängstlich ab-

gemessenen Tischtüchern, an welchen die übrigen gewöhnlichen Ballgäste sich niederlassen durften. Links war noch ein kleines Zimmerchen, das nur Raum für einen einzigen, freilich ziemlich großen Tisch enthielt, das aber, da es etwas höher lag, den Vorteil hatte, daß man von hier aus den ganzen Ballsal übersehen konnte, und den weiteren, daß man möglichst weit von der Musik entfernt war. Dieser Tisch wurde nun gleichfalls etwas sorgfältiger bedeckt und bedacht und der Wirt spiegte eigenhändig auf eine in einem Glase baumelnde Gabel einen großen Zettel, mit der Aufschrift: „Herr Bürgermeister“ auf. Dieser gespiegelte Bürgermeister sollte allen Unbefugten als Warzeichen und Warnungszeichen dienen und ihnen in passendster Form begreiflich machen, daß sie hier nichts zu suchen haben.

Der Wirt trat wieder auf den Vorplatz. Außer dem Saleingange und den zwei Türen der Speisezimmer, die sämtlich geöffnet standen, führten von hier aus zwei andere nach seiner Wohnung, welche nach rückwärts hinaus lag und deren Fenster nach dem Flusse gingen. Das eine größere Gemach ward von den Möbeln geräumt und es waren in die Mitte desselben große, praktische Kleiderrechen gestellt worden, auf deren hölzernen Haken die abzulegende Garderobe der Ballgäste aufgehängt werden sollte. An einer Seitenwand war ein großer, leider zerbrochener Spiegel angebracht und davor ein etwas wackliges Tischchen gestellt. Der Wirt brachte nun zwei Lichter in silbernen Leuchtern und stellte sie in schöner Symmetrie vor dem Spiegel auf. Er legte hierauf ein Stednadelkissen auf den Tisch und einen Kamm, der seit Jaren, trotz seiner ausgebrochenen Bäne, bei allen ähnlichen festlichen Gelegenheiten in Verwendung stand, und dies alles prüfend überblickend, fand er, daß es gut sei und daß dies sorgfältige Arrangement hoffentlich die Anerkennung seiner Gäste erringen werde. Wie er jetzt hinaustrat, rannte er an den ersten an. Es war der jüngere Arzt des Städtchens, für diesen Abend Ballausfluß. Die lange, hagere Gestalt steckte in einem furchtbar riechenden Kautschukmantel, unter welchem nur ein paar Stiefelchen hervorguckten, die um so größer schienen, da er die Beinkleider soviel als möglich hinaufgenommen hatte. Er begrüßte den Wirt ernst, mit steifer Grandezza und trat in die Garderobe ein. Er war in der Tat der erste. Er entkleidete sich des Kautschuks, den er an einen Haken sorgfältig aufhing, dann stülpte er seine Beinkleider um und stellte sich hierauf vor den Spiegel. Es war ein noch junger, bartloser, ungemein gravitätisch aussehender Mensch mit borstig hoch aufstehendem Haar und einem ungehörlich langen, starkgeröteten Hals, der sich bei jeder Bewegung noch zu verlängern schien. Er betrachtete sein Spiegelbild lange und aufmerksam, stillvergnügt und befriedigt, und streckte dabei den Hals immer höher aus seiner weißen Kravatte hervor. Als jetzt die Türe knarrte, wuchs dieser noch um ein erkleckliches, und er drehte ihn hierauf mit erstaunlicher Gelenkigkeit, wie eine Taube, den Körper zu wenden, nach der Tür um, um zu sehen, wer eingetreten wäre. Es war der Apoteker mit seinem Stiefion. Auch sie entledigten sich ihrer Garderobe, dann erst schüttelte man sich die Hände. (Fortsetzung folgt.)

Allerlei Gesundheitsfeinde in uns und um uns.

In neuester Zeit wird das Streben immer allgemeiner, an Stelle der Unsumme von Vorurteilen, mit denen unsere Vorfahren, selbst zumeist unsere Eltern noch, den Krankheitserscheinungen und Krankheitsgefahren des täglichen Lebens gegenübertraten, Erkenntnis des Wesens unserer Krankheiten und Beseitigung ihrer Ursachen treten zu lassen.

Der gute Wille, etwas zu lernen über die Art, wie wir unsere Gesundheit schützen, sie pflegen können, gewinnt an Ausbreitung in den Volksmassen, und die löbliche Absicht, zu lehren, was die Wissenschaft über das Wesen der Krankheiten und die Möglichkeit, wie die Mittel, ihrer Verhütung erforscht hat, tritt in der Presse, in Vereinen, in öffentlichen Vorträgen, selbst in Parlamenten und Ministerien nicht mer gar so selten, wie noch vor zwei Jahrzehnten, zutage.

Freilich kann man auch heute harsträubender Torheit begegnen, wenn man die Leute nach ihrer Ansicht über diese oder jene Angelegenheit der Gesundheitspflege fragt. Ich brauche nur an die immer noch weitverbreitete Lustischen alter Weiber männlichen und weiblichen Geschlechts zu erinnern.

„Um Gotteswillen machen Sie das Fenster zu!“ hat jeder von uns schon tausendmal rufen hören, wenn, selbst in warmer Sommernacht, in qualmgefüllten Kneiplokalen ein Fenster geöffnet wurde, oder in Eisenbancoups, deren übermäßig beschränkter Raum von mit acht bis zehn schweißenden, mit voller Lungenkraft atmen und pusten, rauchenden, wol auch an ihrem gräßlich vernachlässigten Körper nicht eben gleich den Rosen von Schiras duftenden Herren und Herrinnen der Schöpfung bis zum Ersticken vollgepöfekt ist.

Daß die frischere Außenluft es einigermaßen eilig hat mit der Verbesserung der in Grund und Boden hinein verdorbenen Binnenatmosphäre solcher Pökel- und Räucherkamern wird ihr arg übelgenommen von dem gescheiten Zweifler, der sich mit höchst unberechtigtem Stolze Mensch nennt. Natürlich! „Es ziet ja fürchterlich!“ Und wenn „es ziet“, so ist das grade so lebensgefährlich für die unglücklichen, vom „Zuge“ Betroffenen, als wenn eine Lawine einen zu verschütten droht oder ein Orkan ein Schiff auf offener See befällt oder die Cholera im Anzuge ist. Natürlich für Schwächlinge beider Geschlechter und aller Altersklassen, und

auch bei diesen in den weitaus meisten Fällen nur in der Einbildung.

Wenn bei kalter Winternacht in einem Tanzsal, dessen Luft durch die toten Heizvorrichtungen und die lebendigen, durcheinander springenden und jagenden Menschenöfen zu tropischer Hitze durchwärmt ist, urplötzlich ein Fenster aufgerissen wird und die nach Reaumur 10 Grad unter Null kalte Nachtlust hereinschießt und hereinschlägt in die Salatmosphäre mit ihren 22 Grad über Null, wenn jene eisige Luft entblöste, stark transpirierende Nacken und Busen, weitgeöffnete Lippen und Müstern und nach vermerrter Luftzufuhr lechzende, heftig arbeitende Atnungsorgane trifft — dann kann und wird dieser „Zug“ schaden. Wenn aber ein solcher Temperaturunterschied zwischen drinnen und draußen nicht vorhanden, wenn der menschliche Organismus nicht Wärme entwickelt, wie ein Badofen, infolge übertriebener Bewegung, wenn die innern Atnungsorgane ruhig und die Haut nicht gereizt und feucht ist, dann kann man den „fürchterlichsten Zug“ sicherlich zehnmal leichter ertragen, als die Sticlust schlecht ventilerter Kneipen und Teater, selten gelüfteter Won- und Schlafzimmer und konservebüchsenartig verschlossener Eisenbanconpés.

Aber gegen die Zugischen Krieg zu führen, ist keineswegs der eigentliche Zweck dieser Zeilen. Es gibt andre, nicht minder gesundheitsgefährliche Vorurteile, zahlreiche Gesundheitsfeinde in und um uns genug, die bisher noch viel weniger in ihrer Gefährlichkeit erkannt sind. Von den Vorurteilen sind es hauptsächlich zwei, welche besonders in den dichten Reihen der mindergebildeten und -bemittelten Volksteile überaus zahlreiche Opfer jahrhundertlang gefordert haben und heute noch fordern. — Das eine dieser Vorurteile danken wir religiösem Wane, der seine Früchte sehr oft auch da noch treibt, wo die Wurzeln frommen Aberglaubens längst gänzlich ausgerottet scheinen. „Wer einmal eine Krankheit kriegen soll, der kriegt sie doch!“ oder sogar „Wem's nun einmal bestimmt ist, zu sterben, der stirbt, und da mag man machen, was man will,“ so hört man selbst Mütter reden, deren arme kleine Kinder durch rechtzeitige ärztliche Hilfe, durch gesunde Luft und erhöhte Reinlichkeit oft genug vor Krankheiten geschützt und nicht selten sogar dem Tode aus den Knochenarmen gerissen werden könnten.

Das andre Vorurteil ist nicht minder töricht und nicht minder alt. Es ist hervorgewachsen aus der Afterswissenschaft längst vergangener Zeiten, welche alle Krankheiten als nach Art und Zeitdauer genau bestimmte, über eine geringe Anzahl fertiger Leisten zu schlagende Erscheinungen auffaßte.

„Jede Krankheit hat ihre Zeit,“ sagen die Leute. „Der Keuchhusten dauert nun mal 18 Wochen — das muß man eben abwarten.“ Und so sehen die unklugen Menschen ruhig zu, wie sich ihre armen Würmer winden und quälen in Sticlusten und Krämpfen, und wenn die Kleinen diese bequeme Abwarteteorie der Eltern nicht aushalten und zugrunde gehen — nun, die Frommen denken: „Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen.“ Und die Unfrommen trösten sich auch. „Gegen so was kann man eben nichts machen.“

Für jede einzelne Krankheitserscheinung kann man freilich nicht ein bestimmtes Kampfschema entwerfen, wie es die frühere Zeit

bis vor ganz kurzem in ihrer beschränkten, einsichtarmen Weise getan hat. Man sieht auch nicht jedem Gesundheitsfeind in unsrer Umgebung an, daß er einer ist; es hilft eben hier wie da, auf dem Gebiete der Gesundheitspflege wie auf jedem andern Wissensfelde nichts, man muß überall mit Sorgfalt und Geduld die Erscheinungen und ihren Verlauf kennen zu lernen suchen, ihren Ursachen nachforschen, die Mittel, den Gesundheitsstörungen zu begegnen, unermüdlich zu erkennen streben. Der Mann und die Frau aus dem Volke dürfen diese Aufgabe den Männern der Wissenschaft nicht allein überlassen, zum mindesten muß jeder denkende und es mit sich und seinen Mitmenschen wolmeinende Mensch das von der Wissenschaft über Krankheitsursachen und Gesundheitspflege Ermittelte und Festgestellte kennen zu lernen, zu verstehen und ihm Wirksamkeit zu schaffen eifrigst bemüht sein. Der Feinde, die uns unbekannt oder unbeachtet umgeben, sind viel, und das Verständnis, uns vor ihnen zu schützen, ist gegenwärtig noch gar sehr gering.

Wer denkt z. B. daran, daß das Geld, das vielbegehrte, heißgeliebte Geld in seinen kleinen und großen Stücken und Scheinen zu den Feinden unsrer Gesundheit gehört? Hält eine epidemische Krankheit irgendwo ihren furchtbaren Rundgang, so sucht man durch Reinigung, Desinfektion oder Vernichtung der Wohnungen, Kleidungsstücke, Betten des Befallenen die Ansteckungsgefahr zu vermindern, die die Krankheit verbreitenden Kontagien, die Träger der Ansteckung, zu vernichten. Nur die über Gebühr hochgeschätzten Nidel, Silber- und Goldstücke, wie die Bankpapierchen, spazieren ungehindert, unkontrolliert und ungereinigt aus einer Tasche in die andre, schleichen sich in alle Krankenhäuser



Die Feldbestellung in Indien. (Seite 198.)

hinein und wieder hinaus, und sind doch nicht minder gefährlich für Gesunde, wenn sie eben aus der nahen oder fernen Berührung mit Menschen kommen, welche von ansteckender Krankheit befallen sind, als Kleider und andre Gegenstände, um deren Unschädlichmachung man sich die größte Mühe gibt. An die durch das Papiergeld getragene Ansteckungsgefahr wird jeder leicht glauben; das Metallgeld aber wird man, und nicht ganz mit Unrecht, für weniger geeignet halten, einen Krankheitsstoff zu verschleppen. Aber nur bei neuem, blanken Golde hat man dazu Ursache. Das umlaufende Gold und Silber wird aber rasch abgenutzt und umzieht sich mit einer Schmutzschicht, die sich, wie jeder weiß, oft zu einer dicken Schmutzkruste ausbildet. Die „Braunschweiger Monatsblätter für öffentliche Gesundheitspflege“ schrieben vor einiger Zeit über die Gefährlichkeit solchen schmutzüberzogenen Geldes einen Aufsatz, aus dem das Folgende, gewiß allgemein Beherzigenswerte hier mitgeteilt werden mag.

Der Arzt, sagen sie, reinigt und desinfiziert seine ohnedies sauberen und blanken Instrumente vor der kleinsten Operation nochmals, um sie nicht zu Trägern eines denkbarer Weise daran haftenden Krankheitsgiftes zu machen. Ist das Geld, welches nie gereinigt wird, weniger fähig, eine Uebertragung zu vermitteln? Die Hand, welche soeben mit Geldstücken in Kontakt war, berührt oft in den nächsten Minuten die Schleimhaut der Lippen oder der Nase.

Das Geld kommt gerade sehr häufig in die Hände der Kranken, besonders ist dies bei Kindern der Fall. Armere Leute, welche

nicht in der Lage sind, Kindern Spielzeug kaufen zu können, geben ihnen sehr gewöhnlich Geld zum Spielen. Es ist mir sehr häufig begegnet, daß die Kleinen Tage lang mit denselben schon flebrigen Stücken in ihren Bettchen spielten. Wie oft wird eine bittere Arznei erst durch einige Pfennige oder Groschen verüßt, schmachhaft gemacht. Nach überstandener Krankheit werden die Krankenzimmer vorsichtig desinfiziert, die Wäsche in kochendem Wasser gereinigt, der Patient gebadet, damit seine Verührung den Angehörigen nicht schade. Das klingende Spielzeug geht unberührt seine weiteren Wege im allgemeinen Verkehr. Bei den erwachsenen Kranken liegt der Fall nahezu ähnlich. Sie trennen sich häufig nicht vom Gelde, welches entweder auf dem Bettische oder gar in einem Beutelnchen unter dem feuchten Kopfkissen des Besitzers ruht, bis es in die Hände des Nachfolgers gelangt.

Leider ist man wol nur in den seltensten Fällen im Stande,

die Wanderung der einzelnen Stücke von Person zu Person zu verfolgen. Es ist daher schwer, den Beweis zu führen, daß dieselben im einzelnen Falle einen Krankheitsstoff vermittelten.

Dies wird uns nicht hindern, aus dem Gesagten einige praktische Folgerungen zu ziehen:

Man gebrauche das Geld nur zu den Zwecken, welchen es dienen soll. Es ist eine schlechte Gewohnheit, dasselbe unverschlossen in den Taschen mit sich zu tragen, und dadurch den Schmutz anderer am eignen Körper zu reinigen. Ebenso ungehörig ist es, Kommoden und Schränke zur Aufbewahrung des Geldes zu benutzen, in denen gleichzeitig Wäsche oder Geware liegen.

Vor allem vermeide man es, Kindern das Geld zum Spielen zu geben. Es ist eine bekannte Gewohnheit der Kleinen, Gegenstände aller Art in den Mund zu nehmen. Die zarten Schleimhäute der Kinder sind viel empfänglicher als die der Erwachsenen.



Jägerlatein. (Seite 194.)

Mundfäule, Bildung von Schwämmchen und Diphtheritis sind besonders Krankheiten des Kindesalters, die sich häufig auf solche Gelegenheitsursachen zurückführen lassen.

Die Gefahr des Verschluckens von Münzen in manchen Fällen mit tödlichem Ausgang verdient ebenfalls hervorgehoben zu werden.

Besonders empfehlenswert erscheint es, auf die allgemeinen Reinlichkeitsregeln speziell mit Berücksichtigung des Gesagten hinzuweisen. Ein häufiges Waschen der Hände bei Kindern und Erwachsenen, auch bei solchen, deren Geschäft ein sogenanntes reinliches ist, wird am besten im Stande sein, die Gefahren zu umgehen, welche der notwendige Geldverkehr mit sich bringt.

Ein anderer in sehr vielen Haushaltungen und wol fast überall da, wo Kinder sind, eingebürgelter Gebrauchsgegenstand, der leicht zum Feinde und Vernichter menschlicher Gesundheit werden kann, ist — der Wäschschwamm. Der rühmlichst bekannte Arzt und unermüdlige Vorkämpfer vernünftiger und wissenschaftsgemäßer Volksgesundheitspflege, Professor Dr. Reclam, hat in seiner „Gesundheit“ (Zeitschrift für öffentliche und private Hygiene) über die „Wäschschwämme als Krankheitsverbreiter“ interessante Mitteilungen gemacht. Danach wurden vor zwei Jahren in der chirur-

gischen Klinik des Professor Billroth in Wien nach mehreren großen Operationen, bei denen durch die sorgsamsten Vorsichtsmaßregeln jede Möglichkeit einer Uebertragung von etwa in der Luft befindlichen Krankheitsstoffen ausgeschlossen war, schnell nacheinander einige Todesfälle durch äußerst rasch verlaufende Faulvergiftung des Blutes (Sepsis) beobachtet. Der Verdacht, die Ansteckungsquelle zu bilden, fiel einerseits auf die bei den Operationen zur Blutstillung und Wundenreinigung benutzten Schwämme und andererseits auf die Seide, welche zum Verbinden der Gefäße und für die Nähte gebraucht worden war, obwohl die Ärzte beide durch Einlegen in fünfprozentige Karbolsäurelösung hinreichend desinfiziert zu haben glaubten. Der Chirurg, Prof. Frisch, welcher schon seit langem sich mit Untersuchungen von Spaltpilzen und deren Beziehungen zu ansteckenden Krankheiten beschäftigt, untersuchte die Schwämme und die Seide, indem er kleine Teile von beiden in gläserne Gefäße einschloß, welche mit Flüssigkeit, in denen die Spaltpilze gedeihen und sich vermehren, angefüllt waren. Zwei verschiedene Flüssigkeiten wurden zu diesen Experimenten benutzt, und zwar erstens eine von Prof. Ferdinand Cohn in Breslau als „normale Bakterienflüssigkeit“ bezeichnete Mischung

von einem Teil phosphorsaurem Kali, einem Teil schwefelsaurer Magnesia, zwei Teilen weinsteinsaurem Ammoniak, $\frac{1}{10}$ Teil Chloralkali in 200 Teilen Wasser, und zweitens frischer „normaler Harn“, den man solange mit kohlensaurem Natron versetzte, bis das eingetauchte Lackmuspapier eine deutlich blaue Färbung zeigte. Hierauf wurde der Harn zwei Stunden lang gekocht, wobei er sich durch Ausfällung von phosphorsauren Salzen trübte und nun filtrirt werden mußte. Nach wiederholtem Kochen trübte sich der Harn wieder und mußte von neuem filtrirt werden. Während des dritten Kochens blieb der Harn in der Regel klar und mußte dann durch weitere sieben Stunden kochend erhalten und das verdampfende Wasser unaufhörlich durch kochendes destillirtes Wasser ersetzt werden.

Der so behandelte Harn und die normale Bakterienflüssigkeit bilden im Verein eine Nahrung für die in neuester Zeit so berücksichtigt gewordenen mikroskopischen Schmarotzer des menschlichen Körpers, in der jede Art derselben gedeiht; kommt eine Art in der einen jener Flüssigkeiten nicht fort, so befindet sie sich bestimmt ungemein wol in der andern. Eine bessere Methode in der Untersuchung, als gleichzeitig mit in der erwünschten Weise präparirtem Harn und der Bakterienflüssigkeit war daher in dem vorliegenden interessanten Falle überhaupt nicht anzuwenden.

Um von der außerordentlichen Schwierigkeit und Mühseligkeit solcher wissenschaftlichen Nachforschung einen annähernd zutreffenden Begriff zu geben, sei auch des weiteren Ganges derselben hier noch Erwähnung getan.

Die Züchtungsflüssigkeiten wurden in Glascolben gegossen und diese mit sicher schließenden gedrehten Wattenpfropfen verschlossen, die vorher zum Zwecke der Befreiung von jeder etwa störenden Verunreinigung im Trocknenkasten drei Stunden lang einer Hitze von 140 Grad Celsius (gleich 112 Grad Réaumur) ausgesetzt worden waren.

Zu Versuchsgläsern dienten dünnwandige Röhren, welche sorgfältig ausgewischt und ausgespült und dann in der Gasflamme leicht ausgeglüht worden waren, damit auch hier jeder etwa vorhandene tierische oder pflanzliche Keim getötet werde. Darauf wurden auch diese Gläser mit drei Stunden lang erhitzt und noch heißen Wattenpfropfen sorgfältig verschlossen. Als dann wurden die Züchtungsflüssigkeiten selbst in den Gläsern noch einmal aufgekocht und, nachdem sie danach so rasch als möglich mit erhitzter Watte geschlossen worden waren, bis zur Vornahme der eigentlichen Untersuchungsoperationen mehrere Wochen lang bei einer Temperatur von +35 bis 38 Grad Celsius (gleich 28 bis 31 Gr. Wärme nach Réaumur) beobachtet, ob sich in ihnen etwa doch noch Pilzsporen entwickeln könnten. Erst nachdem sich Professor Frisch

überzeugt hatte, daß alle Versuchsgläser vollkommen klar blieben, wurden die Versuche begonnen. Der mit so mühevoller Sorgfalt beobachteten Vorsicht halber wurden auch die auf Bakteriengehalt zu prüfenden Schwämme und die Seide stets mit eben erst ausgeglühten kleinen Zangen gefaßt und damit in die Versuchsgläser eingefenkt. Neben diesen, welche beide bakterienverdächtige Gegenstände enthielten, wurden etliche nur mit Kälösungen, nicht mit Seide und Schwamm, versehene Gläser unter genau denselben Umständen derselben Untersuchung unterzogen.

Der Erfolg dieser nicht minder umständlichen, als umsichtigen und gewissenhaften Nachforschungen war die wissenschaftliche Ueberzeugung, daß Schwämme und Seidenfäden nur dann vollständig verschont waren von Spaltspitzen, d. h. also von Krankheitskeimen, wenn sie entweder in fünfprozentiger Karbolsäurelösung drei Stunden lang hintereinander im Kochen erhalten wurden, oder wenn sie, eingeschlossen in dickwandige Glasröhren, in einen Trocknenkasten gebracht und darin langsam erhitzt worden waren, bis das Thermometer eine Viertelstunde hindurch +140 Grad Celsius (gleich 112 Grad Wärme R.) gezeigt hatte.

Für die Chirurgen folgt aus dieser Erkenntnis die Vere, daß sie weder Schwamm noch Seide bei ihren Operationen gebrauchen dürfen, ehe sie dieselben nicht auf die eben angegebene Weise gereinigt haben.

Im privaten Haushalt kann man überhaupt nicht gut, und am wenigsten vor jedem Schwammgebrauch — der Seidenfäden kommt, als mit dem Körper nur selten in allzunähe Berührung kommend, weniger in Betracht —, solche langwierige Reinigung nach allen Regeln der Wissenschaft vor sich gehen lassen; man soll sich aber hüten, den Schwamm mit Wunden am menschlichen Körper in Berührung zu bringen und dafür sorgen, daß die kleinen Kinder die unter ungünstigen Verhältnissen gefährliche Liebhabeerei, die Schwämme in den Mund zu stecken und daran herumzunutschen, sich abgewöhnen. Daß die Schwämme nicht weit öfter Unheil anrichten, als es geschieht, kommt wol hauptsächlich daher, daß die beständig im Gebrauche befindlichen Schwämme den Bakterien keinen so günstigen Nährboden bieten, als ungebrauchte, und daß außerdem nur die Verührung mit irgendwie bereits krankhaft affizierten Körperstellen empfindlichen Nachteil im Gefolge hat.

Jedenfalls aber ist tünlichste Vorsicht den Schwämmen gegenüber im Haus und besonders in der Kinderstube nicht weniger geboten, als dem Gelde gegenüber.

Bei nächster Gelegenheit wollen wir weitere, garnicht oder nicht genügend beachtete Feinde der menschlichen Gesundheit dem erkenntnisbegierigen Lesepublikum der „Neuen Welt“ vor die Augen führen.

O. Sr.

Ueber die geistigen Geseze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist.

(Schluß.)

Es darf nicht vergessen werden, daß jede große Reform nicht hauptsächlich darin bestanden hat, etwas Neues zu tun, sondern etwas Altes abzuschaffen. Die wertvollsten Geseze bestanden in der Abschaffung früherer Geseze. So besteht z. B. die Abnahme der religiösen Verfolgung, ohne Zweifel eine ungeheure Vorkat, offenbar nur darin, daß die Gesezgeber ihr eigenes Werk ungeschehen machten und aufhörten, sich in die Meinungsangelegenheiten des Volks einzumischen. Es ist klar, daß wir den Fortschritt der Civilisation nicht denen verdanken können, die so viel Unheil gestiftet haben, daß ihre Nachfolger als Vorkäter gefeiert werden, bloß weil sie das Gegenteil von dem tun, was die frühere Politik tat und die Dinge wieder zu dem Zustand zurückführen, in dem sie geblieben sein würden, wenn die Politiker ihnen erlaubt hätten, den Verlauf fortzusetzen, welchen das Bedürfnis der Gesellschaft verlangte.

Die Ausdehnung, in welcher die regierenden Klassen überall sich eingemischt und die verderblichen Folgen dieser falschen Ansichten von Schutz, den die Völker auf den verschiedenen Gebieten der Religion, des Handels und der Industrie nötig haben sollten, haben den Fortschritt der meisten europäischen Länder in hohem Maße verlangsamt. Wiederholt haben die großen christlichen Regierungen lebhaft Anstrengungen gemacht, die Freiheit der Presse zu zerstören und die Menschen daran zu hindern, ihre Ansichten über die wichtigsten Fragen der Politik und Religion auszusprechen. Fast in jedem Lande hatten sie mit Hilfe der Kirche ein ausgebreitetes System literarischer Polizei eingerichtet,

deren einziger Zweck es war, das unzweifelhafte Recht jedes Bürgers, seinen Mitbürgern seine Ansicht vorzulegen, abzuschaffen, und wo sie nicht offen die freie Verbreitung des Wissens verbieten konnten, haben sie doch alles getan, um sie zu hindern. Auf alle möglichen Mittel, wodurch Wissen gewonnen und verbreitet wird, wie Papier, Bücher, politische Journale u. dgl. haben sie so schwere Abgaben gelegt, wie wenn sie geschworene Vertreter der Volksunwissenheit gewesen wären, so daß man mit allem Nachdruck behaupten kann: sie haben den menschlichen Geist besteuert; sie haben selbst die Gedanken der Menschen Zoll bezahlen lassen. Es ist wahrlich traurig, zu sehen, wie das Wissen gehindert und der Ertrag redlicher Arbeit, ausdauernden Denkens und manchmal tiefen Genies vermindert wurde, damit ein großer Teil dieses arbeitsamen Verdienstes den Prunk eines müßigen und unwissenden Hofes vermehrte, der Laune weniger mächtiger Individuen diene und ihnen nur zu oft die Mittel gegeben wurden, den Reichtum, den das Volk geschaffen, gegen das Volk selbst zu wenden.

Alles in allem genommen, müssen wir uns mit Recht wundern, wie so vielen störenden Einflüssen gegenüber die Civilisation überhaupt fortschreiten konnte. Daß sie unter solchen Umständen fortgeschritten ist, beweist entschieden für die außerordentliche Energie des Menschen und rechtfertigt den zuversichtlichen Glauben, daß der Fortschritt auch fernerhin von statten gehen werde. Aber widersinnig ist es, ja ein Hon gegen alle gesunde Vernunft, der Gesezgebung irgend einen wesentlichen Anteil an

dem Fortschritt zuzuschreiben oder von künftigen Gesetzgebern irgend eine Valtat zu erwarten, ausgenommen die, künstliche Schranken der Kultur abzuschaffen, die ihre Vorgänger errichtet haben. Dies ist es, was die gegenwärtige Generation von ihnen verlangt und man sollte sich erinnern, was die eine Generation als eine Günst verlangt, das fordert die nächste als ein Recht.

So sind wir im Verlaufe dieser Untersuchungen zu der wichtigen Erkenntnis gelangt, daß nur das intellektuelle Element des geistigen Fortschritts diesen selbst bedingt, während das moralische dagegen ganz in den Hintergrund tritt*).

Aus Ursachen, die wir nicht wissen, verändern sich die moralischen Eigenschaften ohne Zweifel fortwährend und bei dem einen Manne, vielleicht auch bei der einen Generation wird ein Uebermaß von guten Absichten, bei der andern ein Uebermaß von schlechten vorhanden sein. Aber wir haben keine Ursache, zu glauben, daß eine dauernde Veränderung in dem Verhältniß eingetreten ist, worin die, welche von Natur gute Absichten hegen, zu denen stehen, die mit bösen befaßt zu sein scheinen. Was man die angeborene und ursprüngliche Sittlichkeit der Menschheit nennen könnte, macht, so weit wir sehen, keinen Fortschritt. Von den verschiedenen Leidenschaften, die uns angeboren sind, herrschen einige zu dieser, andere zu jener Zeit vor. Erfahrung aber lehrt uns, daß sie immer in Widerstreit mit einander sind und sich daher durch ihren eigenen Gegensatz die Wage halten. Die Wirkung eines Beweggrundes wird durch die Wirkung eines andern berichtigt, denn jedes Laster hat seine entsprechende Tugend. Der Grausamkeit wirkt Wohlwollen entgegen, durch Leiden wird Mitleiden erregt, die Ungerechtigkeit der einen ruft die

Wohlthätigkeit der andern hervor; neue Uebel finden neue Heilmittel und selbst die ungeheuersten Verbrechen, die jemals bekannt geworden sind, haben keinen dauernden Eindruck hinterlassen. Die Verwüstung von Ländern und das Hinschlachten ihrer Bewohner sind Verluste, die sich unfehlbar wieder ersehen und in einigen Jahrhunderten ist ihre Spur gänzlich wieder verwischt. Die riesenhaften Verbrechen Alexanders oder Napoleons verlieren nach einiger Zeit ihre Wirkung und die Angelegenheiten der Welt kehren auf ihr früheres Maß zurück. Dies ist die Ebbe und Flut der Geschichte, die fortwährende Strömung, der wir nach den Gesetzen der Natur unterworfen sind. Ueber alle dem bewegt sich eine weit höhere Welt und wie die Flut weiter rollt, jezt vor und jezt zurückget in ihrem endlosen Hin- und Herschwanken, gibt es eins und nur eins, was ewig währt.

Die Taten schlechter Menschen bringen nur zeitweilige Uebel hervor, die Taten guter nur zeitweiliges Gutes und endlich sinkt Gut und Uebel völlig zu Boden, wird aufgehoben durch nachfolgende Generationen und get in die unaufhörliche Bewegung folgender Jahrhunderte auf. Aber die wissenschaftlichen Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich; sie enthalten jene ewigen Wahrheiten, die den Sturz von Reichen überleben, die länger dauern, als die Kämpfe streitender Religionsparteien, ja eine Religion nach der andern in Verfall geraten sehen. Alle Religionen haben ihr eigenes Maß und ihre eigene Regel; eine gewisse Meinung gilt für ein Zeitalter, eine andere für ein anderes. Sie schwinden dahin wie ein Traum, sie sind Phantasiegeschöpfe, von denen selbst die Umrisse nicht stehen bleiben. Nur den Entdeckungen der Wissenschaft verdanken wir alles, was wir haben, nie jung und nie alt, tragen sie den Samen ihres eigenen Lebens in sich; sie fliehen fort in einem unsterblichen Strome, sie gebären stets neue Erkenntnis und wirken so auf die entfernteste Nachkommenschaft, ja nach dem Verlaufe von Jahrhunderten wirken sie stärker, als sie es im Augenblick ihres Bekanntwerdens vermochten.

*) In diesem, wie in manchem andern Punkte, sind wir anderer Meinung, als Burke, dem unser Herr Mitarbeiter in diesem seinem Auszuge aus einem Kapitel der berühmten „Geschichte der Civilisation in England“ streng objektiv folgt. Wir werden gelegentlich unsere abweichenden Anschauungen darlegen und zu begründen suchen.

Red. d. N. W.

Ein flandrischer Hund.

Aus dem Englischen von Guida.

Für die „N. W.“ mit Erlaubnis der Verfasserin übersetzt von L. v. d. Wiesek.

(2. Fortsetzung.)

Ein paar Tage später wurde der alte Tehan Daas, der schon über ein halbes Jahrhundert ein Krüppel war, so steif und lam in den Gliedern, daß er mit dem Karren nicht mer ausgehen konnte.

Da nam der kleine Nello, der inzwischen sechs Tage alt geworden war und die Stadt, in welche er seinen Großvater so oft begleitet hatte, sehr genau kannte, die Stelle des alten Tehan Daas ein, trabte neben dem Karren her, verkaufte die Milch, kassirte das Geld und brachte es den Eigentümern mit einer kindlichen Anmut und Ernsthaftigkeit, die jedermann entzückte.

Der kleine Ardenner war ein schönes Kind, mit dunkeln, ernsten, zärtlichen Augen, einem rosigen, lieben Gesicht und blonden Locken, die bis in den Nacken herabhingen; mancher Künstler zeichnete die Gruppe, als sie an ihm vorbeizogen — der grüne Karren mit den messingenen Milchkannen, der große, gelbbraune, breitbrüstige Hund, mit seinem schellenbehängten Geschirr, das lustig klingelte, und die kleine, nebenherlaufende Gestalt, mit ihren kleinen, weißen Füßchen in großen Holzschuhen und mit dem sanften, ernsten, glücklichen Gesicht, ähnlich einem der kleinen hübschen Kinder von Rubens.

Nello und Patrasche machten ihre Sache so gut und arbeiteten so einträchtig zusammen, daß Tehan Daas, als der Sommer kam und er sich wieder besser fühlte, gar nicht nötig hatte, mer auszugehen, sondern in der Tür in der Sonne sitzen konnte. Da sah er denn vergnügt mit zu, wie sie durch das Gartentpfortchen hinausfuhren, und nickte dann ein wenig ein und träumte und betete ein wenig und nickte wieder ein und wachte auf, wenn die Ur drei schlug, um ihre Heimkunft zu erwarten. Und wenn sie heimkamen, schüttelte Patrasche mit fröhlichem Gebell das Geschirr ab und Nello erzählte stolz die Erlebnisse des Tags. Und dann gingen sie zusammen herein zu ihrem Mal von Roggenbrot und Milch, und hernach setzten sie sich an den Kanal, um die vorüberfahrenden Schiffe zu betrachten, oder beobachteten von der Schwelle der Hütte, wie die Schatten sich auf die Ebene

streckten und das Zwielicht die Katedrale umschleierte, und dann lagerten sie sich zu ihrem friedlichen Schlummer, während der alte Mann ein Gebet her sagte.

So vergingen die Tage und die Tage, und Nello's und Patrasche's Leben war glücklich, unschuldig und gesund.

II.

Namentlich im Frühling und im Sommer waren sie guter Dinge. Flandern ist kein besonders liebliches Land und um die Stadt des Rubens ist es vielleicht am wenigsten lieblich.

Getreide und Rübsaat, Weideland und Pflugland reihen sich in ermüdendem Einerlei aneinander, und die Einförmigkeit der Landschaft wird nur unterbrochen durch einen Kirchturm hier und da, oder durch einen Mann, der ein Reisigbündel trägt, oder durch eine Aerenleferin, die ihre Garbe nachhaus bringt. Sonst keine Abwechslung, keine Mannichfaltigkeit, keine Schönheit; und wer auf den Bergen oder in den Wäldern gelebt hat, füllt sich in der endlosen, traurigen Ebene gedrückt wie in einem Gefängnis.

Aber sie ist grün und sehr fruchtbar und bietet eine unbegrenzte Fernsicht, die trotz ihrer Langweiligkeit und Monotonie doch einen gewissen Reiz hat; und zwischen den Binsen am Wasser wachsen Blumen, und die Bäume erheben ihre dichtbelaubten Wipfel, wo die Schiffe dahingleiten mit ihrem großen, schwarzen, sonnenbeschienenen Rumpf, ihren grünen Fässern und ihren bunten Wimpeln, die an die überhängenden Zweige fast anstreifen.

Jedenfalls ist genug Grün und genug Raum da, und für ein Kind und einen Hund reicht das aus, auch wenn es der Landschaft an malerischer Schönheit fehlt. Nello und Patrasche kannten es nicht besser und sie verlangten es nicht besser. Sie waren zufrieden und glücklich; und wenn die Arbeit vorüber war, dann gab es für sie keine größere Seligkeit, als sich ins hohe Gras am Kanal hinzustrecken und die mächtigen Schiffe

vorbeifahren zu sehen, welche den frischen belebenden Salzgeruch der See mit sich ins Land hereinbrachten.

Freilich im Winter war's nicht so gut; sie mußten in der Dunkelheit und in der bitteren Kälte aufstehn, und sie hatten selten so viel, daß sie sich satt essen konnten und die Hütte war nicht viel besser als ein halboffener Heuschaber, wenn die Nächte frostig und windig waren, obgleich sie bei warmem Wetter so hübsch aussah mit dem riesigen Weinstock, der zwar keine Trauben trug, dafür aber in den Monaten der Blüte und Ernte mit seinen üppigen Blättern und seinen rankenden Zweigen die Hütte desto besser bedeckte und umschlungen hielt.

Im Winter fanden die Winde gar manchen Riß in den Wänden der armen, kleinen Hütte, der Weinstock war schwarz und blätterlos, und das kalte Land sah gar öde und traurig aus, und wenn es überschwemmt war, drang das Wasser oft bis in die Hütte hinein und froh auf dem Fußboden. Im Winter war es hart, und der Schnee erstarrte die kleinen weißen Glieder des kleinen Nello, und das Eis zerschnitt die tapferen, unermüdlichen Füße des großen Patrasche.

Aber auch dann hörte man sie nicht jammern — keinen von beiden. Die Holzschuhe des Kinds und die vier Füße des Hundes trabten unverdrossen über Schnee und Eis, bei dem lustigen Geklingel der Gloden des Geschirrs; und manchmal reichte ihnen in den Straßen Antwerpens eine gutmütige Hausfrau einen Napf Suppe und eine Handvoll Brod; oder ein freundlicher Krämer warf ihnen einige Stücke Holz oder Kolen auf den Karren, wenn sie nach Haus fuhren; oder ein Bauernweib in ihrem Dorfe erlaubte ihnen etwas von der Milch für ihre eigene Nahrung zu behalten; und dann rannten sie über das weiße Land, durch die frühe Finsterniß, froh und glücklich und stürzten mit Freudengeschrei und lustigem Gebell in die Hütte.

Im ganzen erging es ihnen also gut, sehr gut; und wenn Patrasche auf der Straße den vielen Hunden begegnete, die von früh Morgens bis spät Abends sich abschlinden mußten, nur Schläge und Flüche zum Lohn bekommen, mit einem Fußtritt vom Karren losgemacht werden — und nach denen kein Han dann mer kräht — wenn Patrasche diese seine unglücklichen Kameraden sah und sich an sein früheres Schicksal erinnerte, dann war er sehr, sehr zufrieden mit seinem Los und meinte in seinem dankbaren Herzen, er könne es gar nicht besser haben. Und obgleich er oft hungrig, wirklich recht hungrig war, wenn er sich Abends auf die Streu legte; obgleich er in der brennenden Hitze des Sommers und in der betäubenden, beißenden Kälte des Winters zu arbeiten hatte; obgleich seine Füße oft wund waren von scharfen Eisstücken oder von spitzen Steinen; und obgleich seine Arbeit eigentlich gegen seine Natur und über seine Kräfte ging — so war er dankbar und zufrieden; er tat jeden Tag seine Schuldigkeit, und die Augen, welche er liebte, lächelten ihm freundlich zu. Und das war genug für Patrasche.

Nur eins verursachte Patrasche in seinem Leben einiges Unbehagen: Antwerpen, wie jedermann weiß, ist voller Kirchen und Türme, wettergeschwärtzt und alt, und majestätisch, in winkligen Ecken stehend, eingezwängt zwischen Kneipen und Toren, am Rande des Wassers, mit Glodenspielen hoch oben, und manchmal mit prächtiger Musik im Innern.

Da stehen sie, die großartigen Heiligtümer der Vergangenheit, wie Gefangene inmitten des Schmutzes, des Treibens und Drängens der unliebenswürdigen modernen Geschäftswelt, — und den ganzen Tag segeln die Wolken über ihnen weg, die Vögel umkreisen sie, die Winde senden ihnen seufzende Grüße, und unter der Erde, zu ihren Füßen schläft — Rubens.

Und die Größe des gewaltigen Meisters ruht noch auf Antwerpen. Wohin wir uns wenden in den winkligen, engen Straßen, sein Ruhm tritt uns entgegen, und alles Gemeine wird durch ihn verklärt, geläutert, erhöht; und wenn wir langsamen Schrittes durch die krummen Gassen wandeln, und am Rand des trübigen Wassers, durch die übelriechenden „Höfe“ — da ist sein Fuß bei uns, und die wunderbare, heroische Schönheit seiner Visionen ist um uns, und die Steine, die einst den Tritt seines Fußes füllten und seinen Schatten trugen, sie scheinen sich zu erheben und mit lebendigen Zungen von ihm zu reden. Denn die Stadt, welche das Grab des Rubens ist, lebt für uns noch immer durch ihn und nur durch ihn.

One Rubens, was wäre Antwerpen? Ein schmutziger, dumpfiger, geräuschvoller Markt, den niemand des Ansehens wert hielte, mit Ausnahme der Krämer, die dort Geschäfte machen. Mit Rubens und durch Rubens ist es für die ganze Menschenwelt ein heiliger

Name, ein heiliger Boden, ein Bethlehem, wo ein Gott der Kunst das Licht erblickte, ein Golgatha, wo ein Gott der Kunst tot liegt.

Es ist so ruhig da, bei diesem großen weißen Grabmal — so ruhig, außer wenn die Orgel brauset und der Chor das „Salve Regina“ oder „Kyrie eleison“ hinausschmettert. Sicherlich, kein Künstler hatte je einen großartigeren Grabstein als jenes Marmorheiligtum im Herzen seines Geburtsorts, im Allerheiligsten der Sanct Jakobskirche.

O ihr Völker! Hütet euere großen und guten Männer wie einen Schatz, denn nur durch sie wird die Zukunft euch kennen. Flandern war seiner Zeit weise. Als Er lebte, verherrlichte es Ihn, seinen größten Son, und seit Er tot ist, feiert es seinen Namen und sein Andenken. Allein solche Weisheit ist selten.

Was Patrasche in Verlegenheit setzte war dies: in jenes große traurige Steinmonument, welches seine melancholische Majestät über die zusammengedrängten Hausdächer erhebt, schlüpfte oft, oft der kleine Nello, und verschwand durch das dunkle, gewölbte Portal, während Patrasche, draußen auf dem Pflaster allein gelassen, vergebens grübelte, welcher Zauber seinen unzertrennlichen Freund von ihm weglocken könne.

Ein oder zweimal wollte er selbst nachsehen und drang mit seinem Wildkarren die Treppe hinauf, aber er wurde stets von dem fetten Türhüter, der in seinem schwarzem Gewand und seiner Dienstkette gar würdevoll da stand, one Federlebens zurückgewiesen; und da er seinem kleinen Herrn Unannehmlichkeiten zu bereiten fürchtete, so stand er von dem Versuch ab, und blieb geduldig vor der Kirche liegen, bis der Knabe zurückkam.

Nicht die Tatsache, daß Nello in das Gebäude ging, war für Patrasche das Auffallende; er wußte, daß Leute in die Kirche gehn: das ganze Dorf ging in die kleine, ruinenhafte, dem Einsturz drohende Kirche gegenüber der rotbraunen Windmühle. Was ihm auffiel war, daß Nello stets so sonderbar aussah, wenn er wieder erschien, eigentümlich aufgeregt und sehr blaß; und wenn er nach solchen Besuchen heimkam, pflegte er schweigend und träumerisch dazuliegen, an kein Spielen denkend, und die untergehende Sonne jenseits des Kanals mit senfuchtigen, abweisenden Blicken betrachtend, gedrückt, fast traurig.

Was war das? fragte sich der arme Patrasche, und er fand keine Antwort.

Er meinte, es sei nicht gut und nicht natürlich, daß der kleine Knabe so ernst sei, und in seiner stummen Hundearbeit tat er sein Möglichstes, um Nello bei sich zu halten in den sonnigen Feldern oder in dem geschäftigen Treiben des Marktplatzes.

Aber in die gewöhnlichen Kirchen ging Nello nicht; er ging fast nur in die große Katedrale, und Patrasche, der draußen auf den Steinen an den Eisentrümmern des Thors von Quentin Mathys zu warten hatte, streckte sich und gänte und seufzte, ja mitunter heulte er sogar — alles umsonst, bis die Tore geschlossen wurden und das Kind wieder herauskam, ihm die Arme um den Hals schlang, die breite, gelbbraune Stirn küßte und immer dieselben Worte vor sich hin murmelte:

„Wenn ich sie nur sehen könnte, Patrasche! Wenn ich sie nur sehen könnte!“

Was „sie“? grübelte Patrasche, mit seinen großen, nachdenklichen, treuen Augen aufschauend.

Eines Tags, als der Türhüter zufällig weg war und die Tore halb offen standen, gelang es ihm, einen Augenblick einzudringen und er sah. „Sie“ waren zwei große verhüllte Gemälde auf beiden Seiten des Chors.

Nello kniete, wie verückt, vor dem Altargemälde der Assumption (Mariä Himmelfahrt), und als er Patrasche bemerkte und sich erhob, und den Hund sanft hinauszog, war sein Antlitz von Tränen überflutet, und er blickte nach den verhüllten Stellen und flüsterte seinem Gefärten zu:

„Es ist so entsetzlich, Patrasche, sie nicht sehen zu können, weil man arm ist und nicht zalen kann! Er hatte, als er sie malte, gewiß nicht die Absicht, den Armen das Ansehen zu verbieten. Er hätte sie uns gewiß jeden Tag, alle Tage sehn lassen. Und da hat man sie versteckt, verhüllt, im Dunkel begraben — die schönen Bilder! Und sie sehen das Licht nicht, und keine Augen schauen auf sie, außer, wenn reiche Leute kommen und zalen. Könnte ich sie nur sehen! Ich wäre zufrieden und wollte gern sterben!“

Aber er konnte sie nicht sehen, und Patrasche konnte ihm nicht helfen. Denn das Silberstück zu verdienen, welches die Kirche als Preis für den Anblick der „Kreuzerhöhung“ und der

„Kreuzesabnahme“ erheischt, war ebenso sehr außerhalb des Bereichs ihrer Fähigkeiten, als den Kirchturm der Katedrale zu erklettern. Sie hatten nie einen Sou übrig; wenn sie genug hatten, um ein bißchen Holz für den Ofen und ein bißchen Suppe für den Topf zu kaufen, so waren sie sehr vergnügt. Und doch verzehrte das Herz des Kindes sich in Sehnsucht nach den zwei verhüllten Gemälden von Rubens.

Die ganze Seele des kleinen Ordensbruders war erfüllt von unendlicher Liebe zur Kunst.

Auf seinen Wegen durch die alte Stadt, früh bei Tagesanbruch, noch ehe die Sonne und die Menschen herunterblickten, war Nello, der kleine Bauernjunge mit dem Hunde-Milchwagen, in einem Traumhimmel, dessen Gott Rubens war. Nello, kalt und hungrig, mit nackten Füßen in den Holzschuhen, seine Loden und armseligen dünnen Kleider vom Winterwind zerzaust, lebte in einer Welt für sich, und sah nur das schöne, verklärte Gesicht der Maria, und die Wellen ihres goldenen Hars auf ihre Schultern

niederfallend und das Licht der ewigen Sonne auf ihr Antlitz. In Armut aufgezogen, vom Glück mehr als kiefmütterlich behandelt, unwissend, von den Menschen unbeachtet, hatte Nello die Entschädigung oder den Fluch des Genies.

Niemand wußte es. Er selbst so wenig, als ein anderer. Niemand wußte es.

Nur Patrasche, der immer bei ihm war, wußte, wie er mit Kreide alles, was ihm vorkam, alles, was wuchs und atmete, auf die Steine zeichnete; — hörte ihn auf seinem kleinen Bette von Heu furchtame und inbrünstige Gebete murmeln, alle gerichtet an den Geist des großen Meisters; sah, wie sein Auge sich schwärmerisch schloß, und sein Gesicht strahlte beim Glühen der Abendsonne oder beim rosigen Aufdämmern des Tages; und füllte viele und viele male die Tränen seltsamen, namenlosen Schmerzes, gepart mit Freude, heiß aus den hellen, jungen Augen auf seine eigne runzliche, gelbbraune Stirn träufeln.

(Fortsetzung folgt.)

Winkelman in seinem Beruf. (Siehe Nr. 51 und 52 d. vor. Jahrg.) Es ist von hohem Interesse, zu erfahren, wie der Mann, der zu den größten Geistern des vorigen Jahrhunderts gehört, der lange einen ununterbrochenen Kampf um die physische Existenz führen mußte und dabei trotz alledem nicht in seinem Feuer für die Wissenschaft geküht wurde, sich in seiner Berufsstellung bewegen wird. Er hat oft seine Vorliebe für den Beruf als Lehrer ausgesprochen, one wol frühzeitig sich über das seinem Wesen zusagende Gebiet klar zu sein. Am allerwenigsten war er aber jedenfalls in der Stellung am Plage, die er nach seinem Abgang von der Universität einnahm, als Korrektor in Seehausen. — Zunächst mögen einige Mitteilungen über Winkelmans materielle Lage folgen. Sein Gehalt betrug ungefähr 120 Taler, allerdings wenig, aber für einen Menschen mit so bescheidenen Ansprüchen wie Winkelman, immer noch genug, um sich davon Bücher zu kaufen und seinen kranken Vater zu unterstützen. Justi, welcher sein Leben sonst vortrefflich und ausschließlich schüßert, erwähnt nicht, daß er aus Mangel wohlhabende Leute habe um Freistunde bitten müssen, wie andere behaupten. Nach seiner Angabe sind in den 120 Talern 40 enthalten, welche an Stelle der 1709 eingeführten „Rumpfeung“ gezahlt wurden. Dagegen habe ihm ein Herr Kruseman seinen Tisch angetragen, weil es ihm ein Vergnügen mache, einen artigen Menschen am Tische zu haben. W. war auch anfangs zufrieden und lehnte noch 1744 eine angebotene günstigere Stelle in Rathenow ab. Als jedoch die Schülerzahl an der Schule zurückging, und man ihm, der still und zurückgezogen lebte und damit den Bilistern vor ihre diden Köpfe stieß, daran Schuld gab, wurde auch ihm die Situation unangenehmer. Gebessert wurde sie keineswegs durch seine Stellung zur Geistlichkeit, und in erster Linie zu dem gestrengen griechgrämigen Kircheninspektor Schnadenburg. Dieser nahm es W. gewaltig übel, daß er ihm nicht, wie sein Vorgänger, einen beträchtlichen Teil seiner Amtstätigkeit abnam, d. h. predigen, katechisieren und Leichenreden halten. Er war zwar in kirchlichen Dingen sonst fügsam, kommunizierte, wenn man ihn dazu einlud, „er war allemal fertig dazu“, aber anstatt Sonntags den Predigten seines Inspektors beizuwohnen, las er im Homer. Kein Wunder, wenn der beleidigte Herr Schnadenburg nebst anderen geistreichen Zeitgenossen W. für einen Gottesleugner hielten und ihn dementsprechend behandelten; klagt doch der „Keger“ später über „viele gegen ihn bezugten Unhöflichkeiten“. Am tiefsten war der letztere jedoch getroffen, daß sein Inspektor Zweifel in sein Latein setzte und wenn er nach ein paar Jahren von „aufgeblasenen dummen Pfaffen“ schreibt, „die nur ihr Dorf und Halle gesehen haben“, so mag er dabei wol an Schnadenburg gedacht haben. Noch tiefer drückte es ihn jedoch, daß er schließlich Schülern den ABC-Unterricht erteilen mußte. Dabei studierte er mit dem riesigsten Fleiße seine Alten und man erzählt, daß er einen ganzen Winter in kein Bett gekommen sei. Sobald er mit seiner Schule fertig war, habe er sich in den Pelz gehüllt, in den Lehnstuhl gesetzt, bis Mitternacht studiert, das Licht gelöscht und bis 4 Uhr morgens sitzend geschlafen und dann wieder bis 6 Uhr, wo seine Vertätigkeit begann, studiert. Zur Sommerzeit soll er auf einer Bank geschlafen haben, mit einem Klotz an den Füßen, welcher ihn beim Herabfallen aufweckte. Neben diesem ungemein stark entwickelten Erieb zum Studium besaß er einen nicht minder starken Erieb zum Wandern. Und so machte er denn von seinem jetzigen Aufenthaltsort in seiner freien Zeit Reisen nach Halle, Braunschweig, Magdeburg, Leipzig, Hadersleben, und zwar stets zu Fuß. Den elf Meilen langen Weg bis Magdeburg legte er in anderthalb Tagen zurück, ging dann aber dort nicht aus Boylen's Studirzimmer heraus. Die Bibliotheken und Kunstsammlungen sind bei ihm natürlich immer die Anziehungspunkte. Er trägt sich sogar mit dem phantastischen Plan, und spart bereits dazu, „einen Zug nach Egypten zu thun und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studieren“. In Ermangelung der alten Bauwerke des Südens sprengt er aber hier vorläufig Hünengräber und sammelt Urnen. Die Bloßlegung einer kolossalen Grabkammer von 96 Fuß Länge und 22 Fuß Breite ist sein Werk und hat sich bis in die neuere Zeit

erhalten. — Die Anregung, die W. in Halle zum Studium der Geschichte empfingen, trug hier ihre Früchte, denn neben den alten Klassikern ist es die deutsche Reichsgeschichte, welcher er seine Aufmerksamkeit schenkt. Er hat sogar Lust, sich ganz der Geschichte zu widmen und sich an irgend einer Lehranstalt als Dozent niederzulassen.

In den beiden traurigsten Jahren zu Seehausen, 1746—47, faßte er noch manchen Entschluß; so will er nach England gehen und in einer griechischen Druckerei Korrektor werden. Dann meldet er sich zu verschiedenen anderen Stellen, one Erfolg zu haben; so an der Schule zu Kloster-Berge bei Magdeburg im Jahre 1747.

Nachdem er sich noch an anderen Orten vergeblich um ein Unterkommen bemüht, erhält er endlich eine Stellung als Bibliothekar beim Grafen Bünauf Rötzenitz unweit Dresden. Dieser besaß damals die bedeutendste Privatbibliothek in ganz Deutschland — sie zählte bei seinem Tode 42,139 Bände, darunter 149 Handschriften — Winkelman war also ganz in seinem Element.

Ein großes Interesse empfand er jedoch für die Dresdner Gemäldegalerie, welche durch August III. bedeutend gepflegt und erweitert wurde. Anfangs hatte er Schwierigkeiten, den freien Eintritt zu erlangen und man vermutet, daß er von dem Beichtvater des Königs, Leo Rauch, an den Oberinspektor Kiedel empfohlen worden sei, folgedessen er dieselbe zu jeder Zeit besuchen konnte. Wie sehr er von den dort aufgestellten Kunstwerken in Anspruch genommen wurde, beweist, daß er die feste Absicht hegte, selbst zu zeichnen. Dann war es aber auch die herrliche Antikenammlung, welche ihn in das klassische Reich der Kunst einführte und ihm somit die Hauptveranlassung zu seiner ersten epochemachenden Schrift gab. Hier waren vertreten die Meisterwerke aus der blühendsten Periode Griechenlands, andererseits in der Architektur Dresdens die von dem Italiener Chiaveri entworfene und bis auf den Thurm vollendete Hofkirche und die von dem Dresdner Rath's-Zimmer- und Baumeister Georg Bähr erbaute Frauenkirche — zwei der imposantesten Werke monumentaler Kunst — und all diesem gegenüber der das üppige Hofleben August des Starken gleichsam verjüngende Barockstil des Zinglers — ist es ein Wunder, wenn dieser Kontrast Winkelman, dem die Literatur der alten Hellenen über die Mißere seines nordischen Lebens hinweggeholfen, dem der Homer zum Evangelium geworden, die Feder in die Hand drückte, um den modernen Künstlern die Nachahmung der Alten zu empfehlen! Aber die aus dieser Anschauung erwachende Erkenntnis erweckte denn auch die Sehnsucht mehr und mehr in ihm, Rom mit seinen Kunstschätzen selbst zu sehen; aber immer noch fehlten ihm die dazu nötigen Geldmittel. Da kam ihm denn die Hilfe und er erkaufte sie um einen Preis — den Uebertritt zur katholischen Kirche. (Schluß folgt.)

Die Feldbestellung in Indien. Unfre Illustration auf S. 188 führt uns nach Dekan, der Südspitze Hindostans, der Hölle der Menschen und Tiere. In diesem von der Natur gesegneten Landstrich, der zur Hälfte dem Rizam von Hyderabad und zur Hälfte zu der Regentenschaft Madras gehört, haben die neuen Einrichtungen der Engländer so gut wie gar nicht Eingang gefunden. Der Bauer, Raiat genannt, arbeitet in der glühenden Sonnenhitze und im strömenden Regen fast nackt und ist durch Elend verbittert, gefällos für die Schwäche seiner weiblichen Angehörigen und grausam gegen die Haustiere. Seine Hütte ist aus Fachwerk, die Wände mit Löss ausgefüllt, Luft- und Lichtlöcher mit Läden vertreten die Fenster; das Dach bilden Planken, mit Löss belegt, auf welchen als Schutz gegen Veden wie gegen die große Landplage Indiens, die weißen Ameisen, etwas salzige Erde gebracht wird. Das Innere ist in ein Wohnzimmer und verschiedene Kammern eingeteilt, die als Vorratsräume dienen. Die Hitze und die daraus entstehenden Krankheiten zwingen die Frauen zur Keimlichkeit — im indischen Sinne. Die Stuben werden täglich gewaschen und öfters im Tage mit Kuhdung belegt. Kuhmist ist nämlich nach brahmanischer

Religionsanschauung das Hauptreinigungsmittel gegen die vom rechtgläubigen Hindu so gefürchteten Verunreinigungen. Der Erdboden ist gereinigt, wenn man Kühe darauf hat lagern lassen; das Hinduweib jeder Sekte schmiert täglich Türpfosten und Mauern mit Kuhmist ein, der Herd wird mit Kuhmist belegt, ehe für einen Angehörigen hoher Kaste gekocht wird. Gewebe und Kleider reinigt man durch Besprengen mit Kuhharn; Asche mit Kuhmist eingenommen, führt die innerlichen Unreinlichkeiten ab. Ein Mal von Kuhmist auf der Stirn macht sich Hoch und Niedrig; der Sterbende kann noch von allen Sünden befreit werden, wenn er den Schwanz einer Kuh festhält. Der Stier wird vom Indier zu Siwa, dem zeugenden und zerstörenden Gotte, in Beziehung gebracht, dessen Reittier, Bahama, er ist; jede Faser an ihm ist Tugend, sein Schweiß endet, wo Adharma, das Unrecht beginnt. Sorgfältige Pflege genießen jedoch nur die Tempelochsen, alles übrige Rindvieh wird bis aufs Blut geschunden. Der Zebu mit dem Fethhöder, von dem wir vier Exemplare auf unserem Bilde sehen, ist ein kleines Tier mit einem Durchschnittsgewicht von nur 350 Pfund. Der Hindu gebraucht den Zebu zum Ziehen und Lasttragen; er zieht schwer beladene Wagen wie die Staatskutschen der reichen Indier, am Göpel fest er freischwende Del- und Zudermöhlen in Bewegung. Millionen nähren sich von der Kuh, deren Milch das Lieblingsgetränk der besseren Klassen bildet und als Butter oder zu Ghee (saure Milch) ausgelassen in unglaublichen Mengen zur Bereitung von Speisen gebraucht wird. Wie aber schon oben angedeutet, geschieht zur Pflege des Rindes gar nichts. Stallfütterung kennt man nur für die Arbeitstiere, alles Milchvieh sucht sich sein Futter auf der Weide, viele one Vieren zum Schatzen der Felder, drei Viertel des Jares nagt das Vieh am Hungertuche, nur unmittelbar nach der Regenzeit findet es überall reichlich Futter; Hunger und Seuchen raffen in jedem Distrikte jährlich tausende von Tieren hinweg. Die Arbeitstiere sind trotz der hohen Verehrung der Tempeltiere zu bedauern; statt der Peitsche wird das Tier mit einem spitzen Stöckchen in die hintern Weichteile gestoßen oder durch schmerzhaftes Drehen des Schweißes angetrieben, viele Tiere haben den Schweiß mersach gebrochen und werden bis zu tödlicher Ermattung gemartert. Der Defanbauer hat durchschnittlich zwei Paar Arbeitsochsen, einige Kühe und Kleintiere. Der Viehstall ist im Wohnhause, ein Familienglied schläft darin zur Beaufsichtigung der Tiere. Die Adergeräte des Defanbauers sind wie allenthalben in Indien äußerst einfach. Der Pflug hat lediglich die Scharfspitze one Koltermesser und Streichbrett; er wirft die Erde nur auf und geht selten tiefer als acht Centimeter, das ganze Geräte ist so leicht, daß es der Arbeiter, wie auf unserem Bilde ersichtlich, nicht auf den Ader fährt, sondern auf der Schulter trägt. Man pflügt den Ader kreuzweise und reißt noch häufig mit einer schweren Janegge nach. Die Arbeit fördert langsam und beansprucht für einen Hof mittleren Umfanges 53 Arbeitstage. Die Saat wird reichlich gegeben unter Verschwendung von Saatgut; man wirft die Saat mit der Hand, lieber wird aber mit dem Saatkasten gesät, einem Trichter mit einer Öffnung im Boden, in welche drei bis vier Bambusrohre einmünden, unten in Furchenbreite von einander absteigend. Das Ganze stiet auf Rädern und wird von zwei Ochsen gezogen, beim Gebrauche geht eine Person hinter der Maschine her und schüttet Saatgut ein; wird der Ader, was sehr häufig geschieht, mit zweierlei Frucht bestellt, so hat die Maschine zwei Röhrensysteme und bedarf zwei Leute. Nach der Saat geht ein Schollenbrecher über den Ader und wird der Boden mit den schweren Eggebohlen geglättet; schießt viel Unkraut auf, so reißt man den Boden zwischen den Furchen mit einer von zwei Ochsen gezogenen schweren Harke aus, was auch der Frucht zu gut kommt. Die ganze Bestellung schließt mit Einhegung der Felder durch Dornreifer; fast volle drei Monate gehen im Pflanzen, Säen, Reinigen und Einhegen auf. Zeit der Ausfaat und der Ernte richten sich nach dem Moonjun, dem regenbringenden Winde, den wir im vorigen Jargang der „Neuen Welt“ beschrieben haben. Sein Erscheinen hängt von den Passatwinden ab, welche zur bestimmten Zeit und in bestimmter Richtung rund um den Äquator streichen und die Feuchtigkeit der gemäßigten Zone den heißen Wendekreisen zuführen. Wo, wie in Defan, der Westmoonjun den Regen im Frühjahr, also in Indien im Februar bringt, wird im April und Mai gesät, und im August und September geerntet; umgekehrt, wo die Nordostregen dem Boden Feuchtigkeit zuführen, erfolgt die Ausfaat im September oder Oktober und die Ernte im Februar oder März. In der Fruchtfolge hält der indische Bauer eine feste Reihenfolge nicht ein, aber er läßt auf eine den Boden auslaufende Frucht eine leichte Saat folgen, auf schlechtem Boden hält man alle drei Jare Brache. Düngen kennt der Indier fast nur in der Form von Zuführen von Wasser. Der Anwendung animalischen Düngers stehen religiöse Vorurteile entgegen und der Bauer bedarf des Kuhdüngers zu Brennmaterial; zur Vereinerung andern Düngers fehlt noch das Verständnis, zum Ankauf mineralischen Düngers Kapital. An Bauernregeln ist der indische Kalender nicht weniger reich, als der deutsche, auch wird der Brahmane zu Rat gezogen und das Urteil dieses schlaun Wetterpropheten ist für den Beginn jeder wichtigen Arbeitbarbeit ausschlaggebend. Die Frühjahrsernte heißt Rabi, die Herbsternste Kharif, Gewächse der kalten Jahreszeit und Gegenstand der Rabierte sind die europäischen und die dazu gehörigen Getreidearten, Reis, Baumwolle, diese unentbehrlichen Erzeugnisse des indischen Bodens, Zuder, Mangofrüchte, die in Defan und im übrigen Südindien einen wichtigen Bestandteil der täglichen Nahrung bilden, dann die Gespinnsfaser Dschute aus Bengalen, die neuerdings in der

mechanischen Textilindustrie eine so große Rolle spielt, sind Gewächse der heißen Jahreszeit und werden mit der Kharifernste eingebracht. Geschnitten wird das Getreide mit der Hand unter Gebrauch einer kurzen Sichel von der Form einer Adlerklaue. Die Tagelöhner, die man dazu annimmt, werden in Getreide ausgelöst. Ein voller Monat geht in Erntearbeit auf. Das Ausdreschen erfolgt entweder, wie in der Zeit der alten Patriarchen, durch Austreten durch das Vieh, oder man nimmt die Garben in die Hand und schlägt damit gegen einen Holzfloß. Daß die Ertragsfähigkeit des Bodens nicht zur Hälfte ausgenutzt wird, ist bei dieser Art und Weise der Feldbestellung mit mangelhaften Adergeräten selbstverständlich. Was der indische Boden zu bieten vermag, beweisen die Mustergüter des englischen Regierungs-Aderbaudepartements, oder die im Betriebe der Missionäre stehenden Versuchstationen, die mit großartigem Erfolg englische Pflüge und Adergeräte, sowie die englische Düngungs-, Saat- und Ernteweise in Gebrauch genommen haben; die Eingebornen sind nicht blind gegen ihre Vorzüge, und in den hochkultivierten Baumwollentrüchen, die zu der Provinz Defan gehören, aber von englischen Behörden verwaltet werden, haben bereits verbesserte Adergeräte Eingang gefunden, doch leider nur auf den Ansiedelungen großer Grundbesitzer, welchen durch Zuder- und Baumwollverkauf europäisches Kapital zufließt. Der Kleinbauer mit seinen zehn bis zwanzig Hektar Land arbeitet in der alten Weise fort und kommt deshalb niemals dazu, die verschwenderische Fülle der indischen Naturgaben auszubeuten.

Jägerlatein. (Bild Seite 189.) Münchhausen, das schwer erreichbare Vorbild aller Aufschneider ist tot, aber diese Spezies von Menschen ist mit ihm nicht ausgestorben. Am zahlreichsten ist sie wohl noch vertreten unter den Verehrern des edlen Waldwerks, wenigstens hat sie sich hier unter dem technischen Ausdruck „Jägerlatein“ sprichwörtlich gemacht. Das ungebundene Waldleben, vielleicht auch die Mißerfolge manches Sonntagsjägers, jedenfalls aber die zur Stärkung und Erheiterung bei Jagden reichlich genossenen „geistigen“ Flüssigkeiten tragen ihr Teil bei um die Erfindungsgabe zu stärken und zu wecken und kleine, wirklich erlebte Späße bis ins Unglaubliche zu übertreiben. Unglaublich sind sie jedoch nur für den, der nicht „vom Fach“ ist, wie die zwei Glieder der genannten Waldgenossenschaft, die unsere Illustration darstellt und deren interessantes Gespräch wir zu belauschen das Vergnügen hatten. Max hat Sepp, einem gewaltigen Nimrod vor dem Herrn, eben erzählt, wie er einst einen gehörnten Hasen geschossen, der sich durch ganz besondere Schlaueit ausgezeichnet habe. Vielen seiner Genossen war er schon entwischt, allemal dieselben durch Mäunchen-machen verhöhnt. Nur dadurch war er ihm beigekommen, daß er Kleie, ein Lieblingsfutter Lammes, dem Schuß beigemischt, und diese habe ihn so angezogen und gefesselt, daß er dem so lang ersehnten durch eine gut angebrachte und dirigirte Ladung Schrot das Lebenslicht ausblasen konnte. Nachdem er dann noch so nebenbei mitgeteilt, wie er einst auf der Gamsjagd beim Nemen einer Preiße über sich ein heftiges Niesen wargenommen und nach genauer Orientierung gefunden, daß der Geruch seines Tabaks einem Gamsbod in die Nase gefahren sei, welcher dadurch an die Stelle gefesselt, von ihm nun mit Leichtigkeit von den Qualen des Lebens und denen des Nikotins hätte erlöst werden können, bricht der Sepp los: „Das ist starker Tabak, aber lange nichts gegen das, was mir einst mit einem Kapitalhirsch passierte. Es ist schon lange her, als man immer meine Sicherheit im Zielen und Schießen anzweifeln wollte. Sigt da eine ganze Gesellschaft beim Kasper und spricht dem Maßtrug eifrig zu, als ich zum soundsovielten male mit der Büchse auf den Anstand ging. Allgemeines Gelächter ertönt, als man mich sieht, der „Sonntagsjäger“ schreien sie und noch manches andere. Ich, nicht faul, wette fünfzig Maßkrüge gegen einen, wenn ich nicht binnen einer Stunde zurück bin und gute Beute mitbringe. Das Glück ist mir günstig, ich treffe schon beim Eintritt in den Wald einen Bierzehnder; erhebt über die empfangene Verpottung halte ich über Schußweite drauf und bin erstaunt, daß beim Schuß sich der Hirsch umdreht und ruhig stehen bleibt. Ich drauf los und denke, warte du entwischt mir nicht! Als ich heran komme, finde ich, daß mein Schuß den Hirsch beider Augen beraubt und er stockblind und vor Schred stehen geblieben ist. Teufel, denk ich, das giebt einen Spaß, mache mit Hilfe meiner Hosenträger und dem Tragriemen der Jagdtasche einen Jügel und füre meinen sonst immer noch gesunden Hirsch im Triumph zu den zehenden Gefellen zurück. Das gab ein Hallo und fünfzig Maß. Hahahahaha! Und der Kapitalhirsch, Fünfzehnder! bin seit der Zeit der berühmteste Schütze gewesen, hahahahaha!“ Sapperment, denkt Max, dagegen ist mein starker Tabak allerdings nichts. Allen Respekt vor dem Sepp, Kapitalherr! art.

Die Regenwürmer als Träger des Milzbrandgiftes. Der Franzose Pasteur hat in der Nr. 28 v. J. der „Bulletin de l'Academie de Medecine“ eine Arbeit über die Entstehungursachen des Milzbrandes veröffentlicht, welche, falls sich die darin gewonnenen Resultate bestätigen sollten, von gradezu epochemachender Bedeutung ist. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Milzbrand eine der mörderischsten Tierkrankheiten ist und daß er insbesondere unter den Schafen jaraus jarein zallose Verherungen anrichtet, one der Opfer unter Kindern,

Pferden und Menschen zu gedenken. Man nimmt an, daß der Milzbrand im eminentesten Sinne des Wortes contagios ist, d. h. nur durch direkte Uebertragung von einem mit dem spezifischen Gifte behafteten Tiere auf ein gesundes Tier übertragen werden kann, und in der That ließ sich in häufigen Krankheitsfällen eine derartige direkte Ansteckung nachweisen. Allein das plötzliche und spontane Auftreten der Seuche mit ihrem blutigartigen da und dort einschlagenden Charakter war damit nicht erklärt. Nun gelang es Pasteur durch äußerst sorgfältige, jahrelang fortgesetzte Experimente den direkten Beweis zu liefern, daß der eigentliche Ansteckungsherd sich stets dort befindet, wo milzbrandkranke Tiere in die Erde verscharrt wurden. Es gelang ihm, nicht bloß die spezifischen fadenförmigen Bakterien selbst zwei Jahre nach der Verscharrung mikroskopisch im Boden nachzuweisen, sondern auch durch Infektion mit denselben direkt Milzbrand bei gesunden Tieren hervorzurufen. Diese Versuche sind im höchsten Grade überraschend, umso überraschender, als die sehr exakten Versuche seines Landsmanns Davaine bis zur Evidenz bewiesen hatten, daß am Milzbrand gestorbene Tiere nicht mehr ansteckungsfähig seien, sobald der Kadaver einmal in Fäulnis übergegangen sei. Diese letztere Tatsache war auch den Abbedern längst bekannt, so sehr bekannt, daß unter ihnen die allgemeine Anschauung herrscht, nur der noch warme Kadaver des verendeten Tieres könne den Milzbrand übertragen. Sei er einmal kalt und beginne die Fäulnis, so sei keine Gefahr mehr vorhanden. Ein zweiter, nicht minder schwerwiegender Einwand ist der, daß die Erde bekanntlich ein sehr mächtig wirkendes Filtrum ist und alle, selbst die mikroskopisch feinsten Keime zurückhält, ohne sie emporsteigen zu lassen. Gerade über diesen Punkt hat Pasteur selbst seinerzeit in Gemeinschaft mit Zoubert sehr frapierende Untersuchungen veröffentlicht. Wie lösen sich nun diese Rätsel? — Pasteur macht zunächst darauf aufmerksam, daß bei der Verscharrung von Tieren, welche am Milzbrand zugrunde gegangen sind, der Boden fast immer teilweise mit Blut oder Urin oder andern Flüssigkeiten des Tieres getränkt werde. Von diesem Augenblicke an stehen das Blut oder diese andern Flüssigkeiten nicht mehr unter den Bedingungen eines Fäulnisprozesses, sondern die atmosphärische Luft haltende Erde ist vielmehr ganz vorzüglich geeignet, die Bakterien des Milzbrandes recht eigentlich zu züchten. Daß dies in der That, und zwar mit großem Erfolg geschieht, beweist Pasteur in endgültiger Weise damit, daß es ihm gelang, die Bakterien noch nach zwei Jahren nachzuweisen und durch Infektion mit ihnen Milzbrand zu erzeugen. Wie aber kommen diese unendlich feinen Organismen an die Oberfläche des Bodens, um von den weidenden Tieren verschlungen werden zu können? Die Untersuchungen Pasteurs lassen kaum mer einen Zweifel, daß es die Regenwürmer sind, welche dieses liebenswürdige Amt auf sich nehmen und den schrecklichen Parasiten aus der Tiefe des Bodens zutage fördern. Es sind kleine, erdige Cylinder oder ganz niedliche Erdwürmchen von kräftlichem Aussehen, welche die Regenwürmer morgens nach einem Tau oder nach einem warmen Regen an die Oberfläche der Erde schaffen. Leben die Würmer in einem Boden, der Milzbrand-Bakterien enthält, so enthalten auch die Erdcylinder, welche die Leibesöhle der Würmer füllen, eine Unmasse dieser Organismen, welche sich unter dem Mikroskop leicht nachweisen lassen. — Wir unterlassen es, auf die enorme Tragweite dieser Entdeckung noch des näheren einzugehen. Der Name Pasteur bürgt dafür, daß das großartige Versuchsfeld, welches sich hier der Lehre von den Entstehungsurachen der Krankheiten aufzutut, nicht brach liegen bleiben wird. Dr. A. Müllerberger.

Eitliche Proben des Humors unserer Vorfahren. Wenn es gegenwärtig noch viele Leute gibt, welche den Kulturfortschritt der Neuzeit mit Mißtrauen betrachten, indem sie bestenfalls zugeben, daß das menschliche Wissen und der menschliche Verstand Fortschritte gemacht, aber bestreiten, daß es mit der Hauptsache, mit der allgemeinen Sittlichkeit nämlich, vorwärts gegangen ist, so gibt es unter anderen keinen besseren Beweis von der sittlichen Ueberlegenheit unserer Zeit über die vor zwei Jahrhunderten zum Beispiel, als die Darlegung der Art und Weise, was unseren Ahnen Vergnügen bereitet hat. Wie er sich freut, so ist der Mensch, daß kann man gewiß mit größter Berechtigung sagen. Wer sich nur an edlem ergötzt, ist gewiß kein schlechter Mensch, am wenigsten der, der sich am höchsten freut an der edlen Freude anderer. Wer aber im Stande ist, sich zu ergötzen am Schabernack, den er andern spielt, wen der Schaden, der der Schreck oder der Aerger auf das Köstlichste amüsiert, wer förmlich darauf studiert, wie er sich über andere lustig machen, wie er Menschen oder Tiere erschrecke oder quäle der ist sicher ein unmoralisches Individuum, das nicht wert ist, sich Mensch zu nennen. Es kann nun leicht nachgewiesen werden, daß unsere biedernden Ahnherren und Ahnfrauen nicht nur förmlich darauf raffinierten, wie sie ihren Nächsten einen Schabernack antäten, sondern daß sogar schwergelehrte und höchst angesehene Männer, noch dazu von den Dienern des Herrn verfaßt, die ja die Weisheit gepachtet hatten, zu allerlei unverständlicher, unästhetischer und unsittlicher Kurzweil eingehende und mannigfaltige Unterweisung gaben. Vor mir liegt ein dicker Foliant, sein säuberlich, oder vielmehr unsäuberlich in das unverwundliche Schweinsleder gebunden, 3 Teile von je 400 bis 600 Seiten umfassend und folgenden interessanten Titel führend: „Geistliches Herren-Auge! Oder Wohl- Ab- und Angeführter Haus-Halter! das ist: Grünlich- und kurz zusammen gefasster Unterricht! von Bestellung und Führung eines nutz- und einträglichen Land-Lebens und

Wirthschaft! Worinnen gar ausführlich! und aus vielfältig-gründlicher Erfahrung! Anweisung geschieht! wie nicht nur der Feld- und Ackerbau Teiche und Fischereyen | Brauerey | Brandtwein-Brennerey | Rüden- und Obst-Gärten | Weinberge | Waldung | und Gehölz | Schäfereyen und andere Vieh-Zucht | sampt dem Geflügel-werck leicht | ordentlich und nützlich anzulegen und zu führen | sondern auch | wie die vorfallenden mancherley Fehler, Hindernissen | Abgang und Schäden zu verhüten | oder zu verbessern seyn. Anfänglich in Lateinischer Sprache beschriben von R. P.*) Christophoro Fischern | Soc. J.***) | Hernach in's Teutsche überseht von Agatho-Carione. Mit Röm. Kayserl. Majestät sonderbarer Gnad und Freyheit nicht nachzudrucken. Auch mit Bewilligung der hohen geistlichen Obrigkeit. Nürnberg | In Verlegung Johann Ziegers | Buchhändlers. | Drucks Johann Michael Sporlin 1696.“ Dies der gewiß an Ausfürlichkeit nichts zu wünschen übriglassende Titel des Buches. Es selbst ist noch viel reichhaltiger, als sein Titel vermuthen läßt, und um auch nur annähernd angeben zu können, was es alles enthält, müßten wir wenigstens eine kleine Broschüre schreiben. Für den Zweck dieser Zeilen genügt es völlig, wenn wir mittheilen, daß des dritten Theiles dritte Abtheilung von allerhand raren und kurieusen Künsten und Zubereitungen aus vielerhand Wissenschaften, von den Elementen und andern in der Natur befindlichen Dingen hergenommen; darbey auch solche Dinge abgehandelt werden | Welche zum Kochen | Haus Arzneyen | Distilliren | Vogelfangen | Jägererey | Stutterey u. s. f. a. erfordert werden | Welche igt benannte Materien vermittlest nachfolgender 1000 Kunststücken zu des Curieusen Lesers Nutzen und Ergötzen sich vorstellig machen. — Von diesen 1000 Kunststücken, die, nebenbei gesagt, kunterbunt untereinander interessante physikalische und chemische Experimente und harträubenden Unsinn enthalten, nur einige, besonders den Humor der Deutschen vor 200 Jahren beleuchtende Proben. So z. B. wäre es gewiß spaßig, wenn man Geflügel lebendig braten könnte. Unsere Ahnen konnten das nicht bloß, sondern sie taten es auch. Hier ein Rezept: Eine Henne zuzurichten, daß sie aus der Schüssel laufft, wann man drein schneidet. Gib einer Hennen Wein zu trinken | so läßt sie sich berupffen, und lege ihr das Haupt zwischen die Flügel | nimm acht Eyerdotter | schlichte und schmiere das damit wol | und lege Feuer zu den Hün | so wird's gelb | darnach lege es in eine Schüssel bedeckt | und setze es auf den Tisch | und wenn man davon schneiden will | so lauffts davon. — Mit einer Gans kann man sich denselben Scherz leisten. Kunststück 602: Eine Gans lebendig zu braten | daß sie in der Schüssel schreyet | wann man von ihr schneidet. Nimm eine Gans | berupffe sie bis an den Hals und Kopff | mache rings um sie ein Feuer | nicht allzu nahe | auf daß sie nicht ersticke | sondern daß sie allgemach brate | setze zu ihr ein Gefäß voll Wasser darunter Honig und Salz vermisch | damit sie oft möge trinken. Darnach nimm Aepffel | schneide sie klein | koch sie in einer Bratpfanne | betreuffe damit oft die Gans | daß sie desto ehe gebraten werde | rücke das Feuer näher zu ihr | aber doch eile nicht zu geschwinde | und wenn sie anhebet zu kochen | laufft sie innwendig im Feuer herum | und begehrt zu fliegen | welches so sie (von wegen des Feuers) nicht kann zuwegen bringen | trindet sie ohn Unterlaß | sich zu erlaben | und zu erköhlen: und wenn sie heiß worden | brät und locht sie auch innwendig | du mußt aber ohn Unterlaß das Haupt und Herß mit einem feuchten Schwamm erköhlen | und wenn sie anhebt zu fallen und zu zappeln | so nimm sie hinweg vom Feuer | lege sie in eine Schüssel | und gib sie den Gästen zu essen | so ist sie gebraten | und lebet noch und schreyet | wann man von ihr schneidet | welches fast lustig zu sehen.

Ein weiteres Kunststück, auch mit einer Henne zu verüben, trägt nicht minder den Stempel der Rohheit, noch mer aber den der Unglaublichkeit an der Stirn. Kunststück 639 will nämlich lehren, eine Henne durch den Kopff zu stechen | daß es ihr im geringsten nicht schade. So man einer Hennen den Kopff auf den Tisch leget | ihr ein Messer recht mitten auf den Kopff setzet | und mit einem Zeller oder Hammer ganz durch den Kopff schlägt | also | daß das Messer in dem Tisch steket | wird es der Hennen nichts schaden | wenn nur das Messer geschwind wieder aus dem Tisch gezogen | der Hennen aber der Schnabel geöffnet | und ein Brodlein Brot darein geschoben wird. Hätte ich es nicht selber probiret | so würde ich solches zu glauben schwerlich bewegt worden seyn.

Das 644. Kunststück des hochwürdigsten Vaters Christophorus Fischers gibt gelehrte Unterweisung in einer sinnreichen Methode des Taubenstelens. Es lautet: Zu verschaffen | daß die Dauben frembde mit sich heimbringen. Es sagen Eitliche | wann man Weiden oder Baudsaamen | eitliche nennens Kinschbaum | oder Schafmülle | sonst nennet mans Salicem marinam oder Agnum Castum, oder Arborem Abrahæ, nimmt | und einen Tag in alten Wein weicht, darnach Widen in den Wein leget und quellet sie | und dieselben den Dauben vorwirft | wann sie jezt aussfliegen wollen | so kommen die frembden alle mit in das Dauben-Haus | wann sie nur den Geruch empfinden. — Damit die einmal auf diese Weise zugelockten Tauben sein dableiben und nicht etwa ebenso leicht, wie sie dem biebren Michel zugeflogen, sich wieder zu dem Nachbar-Besitzer Hinz, oder dem Nachbar-Spizhuben Kunz verirrt, gibt der Vater eine sehr schöne Anweisung im Kunststück 645: „Zu machen, daß die Dauben nicht entfliegen,“ und in 646 eine noch

*) D. h. reverendissimo patri, zu Deutsch: dem hochwürdigsten Vater.

**) Societate Jesu, zu Deutsch: von der Gesellschaft Jesu, von den Jesuiten.

schönere und viel ausführlichere: „Den Tauben ein Gefreß zu machen, daß sie wiederkommen.“ Da unter den Lesern der „N. W.“ aber keine Taubendiebe sich befinden werden, können wir diese Recepte hier wol verschweigen, umsoer, als alle Ursache vorliegt, anzunehmen, daß der Verfasser und die Leser des „Fleißigen Herrensauge“ die Anweisung zum Taubenstelen garnicht humoristisch, sondern sehr ernst aufgefaßt haben. Zwar nicht grade roh, aber eben so einfach als albern ist der Spatz, wie man weiße Stahren zuweg bringe. Das wird so gemacht: Nimm Baum-Oel | bestreiche die Eier damit | und lasse sie also ausbrüten | so werden sie weiß. — Geschmacksvoll ist auch der Scherz, Fliegen zu ersäufen und sie dann wieder lebendig zu machen. Kunststück 686: Ertränke Fliegen in Bier oder Wasser | streu geschabte Kreide oder Wasser auf sie | so werden sie wieder lebendig. — Viel weniger harmlos dürfte das Recept 679 benutzt worden sein: Alle Fliegen der Gegend an einem Orte zusammenzubringen. Es schreibt vor: Nimm einen Zweig Rhododaphnes | das ist | von Oleander | sammt seinen Blättern | zerstoß ihn | und leg ihn in eine Grube | so versammeln sich alle die Fliegen. — Dieser Unterweisung entsprechen eine ganze Reihe anderer, nach denen man beliebig große Maulwürfe, Biesel, Fische und Flohversammlungen veranstalten kann.

Das letztere wird so gemacht: Machte unten eine Grube oder ein Loch, fülle es aus mit Geiß-Blut | Bärenblut | Böden-Unschlitt | oder Zgelschmalz | so versammeln sich dajelbst alle Flöhe und sterben. Wenn dies Receptchen zu umständlich sein sollte, kann auch so machen: Nimm ein weißwollen Tuch | bestreiche mit Eßlsmilch | lege in das Bett | so werden alle Flöhe, so in dem Bett sind | an das Tuch kommen. — Das letzte gibt allerdings nur eine Art Bezirksversammlung der Flöhe, während das erstere eine Massenversammlung des gesammten Flohvolkes in einem ganzen Hause verspricht. Einen gelinden Schreck kann man einer abergläubischen Hausfrau oder Köchin verurursachen, wenn man macht, daß sich ein Hering selbst umkehrt auf dem Rost (N. 751). Nimm eine Gansfeder | und thue Quecksilber darein | stopfe die Feder wol zu | und stecke sie in den Hering | so wird sich der Hering selbst umkehren. In noch viel ärgeres Entsetzen kann man die Leute, auch das starke Geschlecht, versetzen, wenn man bey der Nacht eine Kammer voll Schlangen präsentirt. Pater Christophorus Fischer macht das also: Er schlägt eine Schlange zu todt | thut sie in einen neuen Topf mit neuem Wachs über das Feuer | bis sie einbörret | macht darnach mit demselben Wachs eine Kerze oder Licht | und zündet sie an in einer Kammer | so scheint sie voller Schlangen. Schade nur, daß dieser curieuse Scherz einen weniger mit himmlischer Gnade ausgestatteten Menschen als dem Pater Christophorus nicht gelingen dürfte. Zu den obenbezeichneten Recepten von Viehversammlungen kommt im Kunststück 778 noch eines für eine Versammlung aller Hunde eines Dorfes, die wahrscheinlich auch nur dem Veranstalter, keineswegs aber den Hundebesitzern und übrigen Dorfbewohnern sonderliches Vergnügen bereiten möchte. Das Recept ist nicht reinlich genug, um es hier wiederzugeben. Dafür kann ein Mittel angegeben werden, wie man Hunde so lange im Kreise herumgehen kann, bis sie wie todt auf die Erde fallen. Man hängt nämlich etwas von dem Kraut Hundszunge an den Hals eines Hundes, also daß ers nicht mag anrühren mit dem Maul | so läuft er stets ringsweis um wie ein Rad | bis er auf die Erde niederfällt | als wäre er todt. Seinem Nachbar kann man einen gewissen lustigen Schabernack spielen, wenn man bewirkt, daß einem die Schweine desselben allenthalben nachlaufen. Die Sache ist sehr einfach und schon der alte Geschichtschreiber Plinius gibt, wenn wir unserm Pater Christophorus glauben dürfen, das Recept dazu: Man soll den Schweinen im Gespüch die Hirn von einem Raben | oder ihm solches sonst zu fressen geben | so laufen sie ihm nach | der es ihnen gegeben hat. — Mit Kindern kann man dieses Kunststück nicht minder schön executiren als mit den Schweinen. Laut Christophorus Fischer schreibt Albertus Magnus in seinem Buche „De virtutibus Herbarum“ d. h. „Ueber die Tugenden der Kräuter“ wie folgt: Man soll das Kraut Taub Nesseln | und zwar die mit den weißen Blümchen | an einen Kindes Hals hängen | so folgt es einem nach | wo er hin will. | Einen Kuhhirten kann man schier zur Verzweiflung bringen durch das Kunststück 837: Zu machen | daß eine Kuh nicht in ihren Stall gehe | man peitsche und schmeisse sie auch wie man will. Andreas Zejner schreibt in seiner Kunst-Kammer | man soll eine Wolfsleber braten mit Kuh-Milch | und die Thür am Stall damit reiben | so soll man keine Kuh hinein bringen können | es werde dann wieder abgewaschen. Item kann man eine Hausfrau, die buttern will, leichtlich in höchsten Aerger und Wuth versetzen. Nämlich: Eine Vegetation anzustellen | daß eine Frau nicht ausbuttern kann. Wenn man ein Stücklein Zucker in den Rahm oder Milch thut | so kann man keine Butter machen | wegen der Subtilität des Zuckers | die läßt die Milch nicht zusammen rinnen.

noch zu Butter werden. Balsam-Blätter in süße Milch gelegt | läßt sie nicht gerinnen. — Damit wollen wir für heute genug sein lassen des graufamen Spiels. Die Leser der „N. W.“ können uns glauben, daß wir mit den hier gegebenen Proben lange nicht die schlimmsten, rohesten, widerlichsten, für unsere wolerwürgten Vorfaren kompromittirendsten ausgewält haben.

E. Ch.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Die neueste und erfolgreichste Nordpolexpedition. Ein Kaufmann, Namens Leigh Smith ließ im Frühling des Jahres 1880 im schottischen Hafen Peterhead die Yacht „The Gira“ ausrüsten, um auf Spitzbergen, einer Inselgruppe im nördlichen Eismeer unter dem 78. Grad nördlicher Breite Robben zu schlagen. Mit dem Photographen Grant am Bord, verließ die „Gira“ am 20. Juni den Hafen und nahm ihren Kurs nach Spitzbergen. Da weit und breit kein Eis zu sehen war, drang man weiter hinaus und wurde von einem wütenden Sturm gefaßt nach Nordosten getrieben. Am 18. August ankerte die „Gira“ unter dem 80. Grad nördlicher Breite im Angesicht des von den österreichischen Nordpolfaren Payer und Wepprecht entdeckten Franz-Joseph-Landes und zwar zwischen zwei riesigen Eisbergen, die aus dem Meere emporragten, nicht weit von der Stelle, wo das Expeditionsschiff „Zegethof“ vom Eise zerdrückt, von der Mannschaft unter Payer's und Wepprecht's Kommando verlassen werden mußte. Die von dem ungewöhnlich warmen Sommer begünstigten Engländer furen noch 105 englische Meilen nördlicher und schidern das Franz-Joseph-Land als eine gebirgige Inselgruppe, die sich unübersehbar nach Norden erstreckt, menschenleer, mit spärlichem Pflanzenwuchs; das Meer jedoch wimmelte von Walfischen, Robben und Seevögeln. Der Maler Grant brachte eine reiche Ausbeute photographischer Aufnahmen mit. Am 12. Oktober lief die „Gira“ wolbehalten im Hafen von Peterhead ein.

Pennypost schon vor 200 Jahren. Bisher hatte man allgemein geglaubt, der vor Kurzem verstorbene englische Postmaster-General Sir Rowland Hill sei der Erfinder der Penny-Post gewesen. Jetzt stellt sich aber heraus, daß man in London bereits vor 200 Jahren, im Jahre 1680 eine Penny-Post hatte und zwar für die Stadt und die Vorstädte. Die Briefe wurden in der innern Stadt 10—12 mal und in den entlegenen Vorstädten 4—5 mal täglich abgeliefert: sie trugen, aufgestempelt, in der Gestalt eines Herzens, die Zeit des Abgangs von der Post und sollten, laut dem noch vorhandenen Propektus, „binnen einer Stunde von der Zeit des Abgangs an gerechnet, wenig früher oder später in den Händen der Adressaten sein“, was beiläufig, wenn es gehalten wurde, mer ist als, heutzutage durch unsere Stadtposten geleistet wird. Der Preisstempel lautete Penny Post Paid L (Penny Post bezahlt London), die drei ersten Worte ein Dreieck bildend und in dessen Mitte das L. Jedenfalls hat Sir Rowland Hill, dessen Verdienste dadurch beiläufig um nichts geschmälert werden, von dieser Einrichtung gewußt.

Trichinen. Eine ungefähre Vorstellung von der Gefährlichkeit der Trichinenerkrankung kann man sich machen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie zahlreich diese kleinen Schmarotztiere auftreten. Nach dem Trichinen-Katechismus von Niemeyer beherbergt eine einzige Muttertrichine 3—500 Eier und kann in wenigen Tagen 1000 und mer Junge gebären. Auf ein stecknadelkopfgroßes Stückchen Muskel kommen circa 20 Stück. Bei einer gewöhnlichen Malzeit, wo es z. B. Bratwürste gibt, können nach den Berechnungen von Leudart, Vogel und Kuprecht möglicher Weise 20 000 Trichinen und mer mit einigen Bissen verschluckt werden. Absoluten Schuß vor Trichinenerkrankung gewärt nur starkes Kochen (55—60° Reaum.) des Schweinefleisches; nur das nach dem Braten oder Kochen nirgends mer blutig, sondern überall grau erscheinende Fleisch kann also unbedenklich genossen werden. — 22 —

Die Gebeine des Christoph Columbus. Die von San Domingo (einer der Antilleninseln unter dem 19. Grad n. Br.) gemeldet wird, hat der Kongreß der Republik San Domingo beschloffen, die am 10. September 1877 in der Katedrale der Hauptstadt aufgefundenen Gebeine, welche in unzweifelhafter Weise als die des Christoph Columbus identifizirt sein sollen, unter einem zu diesem Zwecke zu errichtenden Monumente beizusetzen. Sämmtliche amerikanische Regierungen sind ersucht worden, sich hieran durch Geldbewilligungen zu beteiligen. Die Regierung von San Domingo selbst hat 10 000 Dollars beigegeben. In Genua, der Vaterstadt des Entdeckers von Amerika, ehrt seit Jahren schon ein Denkmal sein Andenken.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Rautsky (Fortsetzung). — Allerlei Gesundheitsfeinde in uns und um uns. — Ueber die geistigen Gehe, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist (Schluß). — Ein sländrischer Hund. Aus dem Englischen von Duida. Für die „N. W.“ übersezt von L. v. d. Wiefel (Fortsetzung). — Winkelman in seinem Beruf. — Die Feldbestellung in Indien (mit Illustr.). — Jägerlatein (mit Illustration). — Die Regenwürmer als Träger des Milzbrandgiftes. — Etliche Proben des Humors unserer Vorfaren. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.